
FRÖSI
11/85
PIONIER-
MAGAZIN
FÜR MÄDCHEN
UND JUNGEN
DER DDR
PREIS 0,70 M
ISSN 0323-8806



Der Museen gibt es viele. Das Meereskundemuseum in Stralsund, das Pergamonmuseum in Berlin, das Indianermuseum in Radebeul . . . Ihr kennt sie? Aber das Spielzeugmuseum in Seiffen, ist euch auch dies ein Begriff?

Du kannst es mitten in den Sommerferien besuchen, im Frühling oder im Herbst, zu jeder Jahreszeit. Immer wirst du sagen, wenn du da bist: Heute ist Weihnachten! Und du hast das Gefühl, gleich kommt Knecht Rupprecht mit seinem großen Schlitten um die Ecke gefahren. Denn sein Gefolge ist schon da: viele Pfeife schmauchende Räuchermännlein aller „Berufsgattungen", fleißige Bergmänner, Musikanten mit Flöten, Harfen und Geigen. Du hörst bereits die Klänge des ach so beliebten Weihnachtsliedes vom Tannenbaum, und überall in den Tannenspitzen siehst du auf einmal goldene Lichtlein blitzen.

In der Tat, überall in diesem Museum blinkt und glitzert es geheimnisvoll. Lautlos drehen sich Pyramiden, geben sich buntfarbene Nußknacker aller Größenordnungen ein Stelldichein.

Außergewöhnlich still ist es hier immer, finde ich. Es scheint, als halten alle Menschen den Atem an beim Anblick dieser weihnachtsumwobenen Gestalten und ihrer Verzierungen.

Vieles, was hier ausgestellt wird, ist so alt wie unser Jahrhundert. Manches noch viel älter.

Von außen mutet es klein an, das Haus in Seiffen, von dem der Ruf echter kostbarer Volkskunst in alle Windrichtungen dringt.

Und drinnen kann man mehr als 10 000 Ausstellungsstücke bewundern. Eines schöner, zierlicher, farbenprächtiger als das andere. Es war im Jahre 1887, als dieses Museum in Seiffen unter allergrößten Schwierigkeiten gegründet wurde.

Nach 1945 ist es von Jahr zu Jahr erweitert, vergrößert, umgestaltet worden. Es ist ein Haus im Haus, geborgen in unserem sozialistischen Staat. Heute gehört es zum Mittelpunkt allen Geschehens in und um Seiffen. Es ist ein erzählendes Stück Geschichte der Volkskunst im Erzgebirge. Die Pioniere in Seiffen dürfen mit Recht stolz sein, denn auch ihre künstlerischen Arbeiten sind hier zu sehen. Und sie schneiden gewiß nicht schlecht ab. Ihr dürft euch überzeugen.

Fotos: Werner Popp



Na, dann...

... fröhliches Weihnachtskalender-Basteln! Einen erzgebirgischen Weihnachtsberg haben wir für euch vorbereitet.

Schneidet alle Teile aus dem beiligenden Kartonblatt sauber aus. Die beiden Weihnachtsbaum-Teile steckt ineinander. Schneidet dann aus den Scheiben die beiden weißen Streifen vorsichtig heraus und steckt sie auf den Weihnachtsbaum. Faltet jetzt das beiliegende Kartonblatt mit den Fenstern zu einem Viereck auseinander und steckt in die Schlitze das zusammengesetzte Mittelteil. Fertig ist euer Weihnachtskalender. Beginnend mit dem 1. Dezember öffnet ihr nun täglich ein Fenster und erlebt Ottos Vorweihnachtsabenteuer mit dem Weihnachtsmann.

Zeichnungen: Jürgen Günther
Fotos: Werner Popp
Text: Frank Frenzel

„Frösi" hilft euch, neugierig zu sein, denn die Neugier regt den Grips an, sie ölt sozusagen das Denken … „Frösi" hat dabei gute Verbündete, vor allem auch die Wissenschaftler, die in der bekannten Fernsehreihe AHA mitwirken. Diesmal hat „Frösi" den Naturwissenschaftler Prof. Dr. Nichelmann von der Humboldt-Universität zu Berlin mit „Frösi"-Fragen überfallen … Und AHA-Grafiker Winfried Warmke hat sie bildlich dargestellt.

Gefragt



Prof. Nichelmann, viele Leser haben uns gefragt, ob Tiere auch lernen können. Der eine schwört auf seinen „klugen Hund", der andere glaubt überhaupt nicht daran, daß Tiere lernen können. Wie ist das nun wirklich?

Im Gegensatz zum Denken ist das Lernen ein Prozeß, der nicht nur beim Menschen, sondern bei allen Tieren vorkommt. Er ist bereits beim Einzeller vorhanden und ist natürlich beim Menschen am deutlichsten ausgeprägt.

Lernen ist eine Form der Anpassung des Organismus an seine Umwelt. Je höher eine Tierart entwikkelt ist, umso vielfältiger sind die Lernmöglichkeiten und umso lebensnotwendiger werden die Lernprozesse. Sie haben schließlich beim Menschen dazu geführt, daß die gesellschaftliche Evolution, bei gleichbleibendem biologischen Entwicklungsstand, die Lebensweisen grundsätzlich verändert hat.

Bei den höheren Säugetieren und bei den Vögeln beginnt das Lernen bereits vor der Geburt. Wir wissen heute, daß Vogelembryonen den spezifischen Ruf des brütenden Muttertieres kennenlernen und ihm nach dem Schlupf folgen und daß Ferkel vor der Geburt mit dem typischen Grunzlaut des Muttertieres, der zum Saugen auffordert, vertraut gemacht werden.

Kurz nach der Geburt sind die Lernvorgänge besonders intensiv. Was in dieser Phase gelernt wird, wird später niemals mehr vergessen. Bei den Säugetieren und Vögeln wird in diesem Zeitraum das Muttertier auf das Jungtier, aber auch das Jungtier auf das Muttertier geprägt. Dadurch bildet sich die enge Mutter-Kind-Bindung heraus, die für die Jungenaufzucht lebensnotwendig ist. Die Lernfähigkeit nimmt mit zunehmendem Lebensalter ab, erlischt aber niemals vollständig.

Dressuren bei Dienst- und Gebrauchshunden und bei Zootieren sind ebenfalls Lernleistungen. Sie sind möglich, weil die Tiere über leistungsstarke Sinnesorgane verfügen und Reaktionen des Menschen, die unwillkürlich ablaufen, in Beziehung zur eigenen Tätigkeit bringen.

Menschenaffen lernen mehr, als noch vor 10 bis 15 Jahren angenommen wurde. Sie können sich über Zeichen mit dem Wärter verständigen und dabei auch abstrakte Gedanken und Empfindungen ausdrücken. Sprechen aber können sie nicht. Das ist eine Fähigkeit, die nur der Mensch besitzt, und die eine wesentliche Voraussetzung für die bereits erwähnte gesellschaftliche Evolution war.

Verschiedene Vögel, z. B. Papageien und Wellensittiche, ahmen die Lautäußerungen des Menschen lediglich nach. Auch wenn sie dabei eine hohe Vollkommenheit erreichen, können sie niemals sprechen, denn sie verstehen den Sinn der Lautäußerungen nicht.

Prof. Nichelmann, ist es denkbar, daß auch heute noch neue Tierarten entstehen? Jan Spiering aus Güstrow hat uns diese interessante Frage gestellt.

Theoretisch ist das schon möglich. Es darf aber nicht übersehen werden, daß eine wesentliche Voraussetzung für das Entstehen einer neuen Art die relative Abgeschlossenheit einer Tiergruppe ist. Durch zufällig auftretende Mutationen können physiologische, biochemische, morphologische oder verhaltensbiologische Eigenschaften entstehen, die den Anpassungsgrad der betreffenden Tiere an die Umweltverhältnisse verbessern. Nach vielen Generationen entsteht dann schließlich eine neue Art. Man schätzt, daß im Mittel dazu etwa 50 000 Generationsintervalle notwendig sind. Da die meisten einheimischen Vogelarten einen Generationsintervall von einem Jahr haben, ist leicht zu errechnen, wann mit dem Auftreten einer neuen Art zu rechnen ist.

Hinzu kommt, daß durch die fortschreitende Zivilisation die Landschaft, die Lebensräume der Tiere und ihre Verbreitungsgebiete stark verändert werden. Gänzlich abgeschlossene Gebiete, wie es einmal die Galapagosinseln oder der australische Kontinent waren, gibt es nicht mehr. Die Chancen für die Entstehung einer neuen Tierart sind also sehr gering.

Im Gegensatz dazu ist die Gefahr, daß vorhandene Tierarten aussterben, in den letzten Jahrzehnten erheblich angestiegen. In der DDR wurde im November 1984 ein Artenschutzgesetz erlassen, das konkrete Maßnahmen zum Schutz aller seltenen und vom Aussterben bedrohten Tierarten in der DDR festlegt. Die Tiergärten und Zoologischen Gärten in allen Ländern der Erde leisten Pionierarbeit bei der Erhaltung vieler Tierarten, ja einige Tierarten existieren nur deshalb noch auf der Erde, weil sie in Zoologischen Gärten gezüchtet werden können.



sind Fragen

Oft wird gesagt, daß Kamele eine besondere Eigenschaft besitzen, Wasser zu speichern. Anita Scheffel aus Leipzig will von „Frösi" wissen, ob Kamele „Wasserboiler auf vier Beinen" seien. Was sagt die Wissenschaft dazu, Professor Nichelmann?

Der Körper des Kamels besteht zu 70 % bis 75 % aus Wasser. Das ist exakt der gleiche Wassergehalt wie bei anderen Säugetieren – ein wandelnder „Wasserboiler" ist das Kamel also zweifellos nicht. Warum aber können Kamele in der Gluthitze Afrikas oder Mittelasiens viele Tage lang ohne Wasser leben?
Bis vor 30 Jahren nahm man an, daß sie in ihren großen mehrhöhligen Mägen einen Wasservorrat mit sich tragen, den sie bei Bedarf anzapfen können. Später berechnete man, daß sich in den Höckern der Kamele bis zu 40 Kilogramm Fett befindet, das nach Umsetzung im Stoffwechsel mehr als 40 Liter Wasser liefert. Eine einfache Rechnung aber zeigt, daß auch dieses Wasser kaum für die Widerstandsfähigkeit der Tiere bedeutungsvoll sein kann. In den Wüsten- und Steppengebieten Afrikas und der arabischen Halbinsel steigt die Mittagstemperatur auf 40 bis 50 °C an. Unter diesen Bedingungen verdunstet ein Mensch 14, ein Rind bis zu 22 Liter Wasser in der Stunde. Würden die Kamele ähnlich reagieren, so wäre der Wasservorrat aus dem umgesetzten Fett bereits nach zwei Stunden über die Haut und dem Atemtrakt ausgeschieden!
Wir wissen, daß sich die Kamele im Verlaufe der Evolution über verschiedene Mechanismen an das Leben in Trockengebieten angepaßt haben. Die kamelartigen Tiere leben in Afrika (Dromedare), in Mittelasien einschließlich der Mongolei (Trampeltiere) sowie in Südamerika (Lama, Guanako, Vikunja, Alpaca). Sie entwickelten sich vor 10 bis 12 Millionen Jahren im Süden Nordamerikas. Hier war es extrem trocken und heiß. Dromedare und Trampeltiere wanderten vor zwei Millionen Jahren über die damals bestehende Landbrücke nach Eurasien ein, die Lamas gelangten noch später, vor 500 000 Jahren, nach Südamerika. Die Reaktionen auf Wassermangel aber sind bei allen kamelartigen Tieren bis zum heutigen Tag gleich geblieben. Sie geben **erstens** wenig Wasser über den Schweiß ab. In der Mittagshitze steigt ihre Körpertemperatur auf Werte um 40 bis 41,5 °C an, ohne daß die Tiere hecheln oder schwitzen. Nach Sonnenuntergang fällt die Umgebungstemperatur schnell ab. Dadurch erhöht sich die Temperaturdifferenz zwischen Körper und Umgebung, und die am Tage gespeicherte Wärme wird ohne Wasserverlust an die Umgebung abgeleitet. Im Verlaufe der Nacht sinkt die Körpertemperatur bis auf 34 °C ab, so daß die Kamele den Tag mit einer sehr niedrigen Körpertemperatur beginnen. Es dauert viele Stunden, bis sich der Körper wieder aufheizt.
Zweitens scheiden Kamele im Vergleich zu anderen Säugetieren wenig Wasser über die Nieren aus. Sie konzentrieren den Harn in den Nierengängen, bis der osmotische Druck zwölfmal höher als im Blut ist. Zum Vergleich: Die Konzentrierungsfähigkeit der menschlichen Nieren beträgt lediglich 3,0!
Drittens tolerieren Kamele einen Wassermangel besser als viele andere Säugetiere. Verliert der Mensch 12 % seines Körperwassers, so verdurstet er. Kamele aber sind durchaus noch leistungsfähig, wenn sie ein Viertel ihrer Körpermasse durch Wasserentzug verloren haben.
Schließlich gleichen Kamele den einmal entstandenen Wasserverlust innerhalb weniger Minuten wieder aus, wenn ihnen ausreichend Wasser angeboten wird. Ein Kamel trinkt innerhalb von zehn Minuten bis zu 130 l Wasser. Ein durstiger Mensch normalisiert dagegen seinen Wasserhaushalt erst nach Stunden.
Die Genügsamkeit und die Widerstandsfähigkeit gegenüber Wassermangel waren die Ursachen dafür, daß das Kamel bereits vor Jahrtausenden im Nahen und Mittleren Osten genutzt wurde, um Wüsten- und Steppengebiete mit Handelskarawanen oder in Eroberungskriegen zu überwinden. Es spielte beim Indienfeldzug Alexander des Großen ebenso eine Rolle wie in den Kriegen der Araber und war bis vor wenigen Jahrzehnten noch auf allen Karawanenwegen Asiens und Afrikas zu finden. Heute wird es als Fleisch-, Milch-, Wolle- und Fellieferant in vielen Ländern geschätzt.

Das Gespräch führte Dieter Wilkendorf

GEFRAGT SIND FRAGEN!

„Frösi" hilft euch, neugierig zu sein. Fragt, wo ihr Antwort sucht, fragt, wo ihr Auskunft wollt!
Schreibt an Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37.

Schreibt auch Fragen, die eure Eltern oder Verwandten an „Frösi" oder AHA stellen wollen.
Jede 100. Einsendung erhält einen Preis. Schreibt unter dem Kennwort: „Gefragt sind Fragen . . ."
Einsendeschluß: 2. Januar 1986

Repros: Hilmar Schubert (2), Horst Glocke (1)

FEIERN IST GAR NICHT SO LEICHT



Der Gruppenrat der 6b saß schon eine Stunde lang um den Tisch, und keiner sagte ein Wort. Jens, Anja, Katrin, Tino und Sven starrten auf ihre leeren Notizzettel. Nur Tino war damit beschäftigt, einen großen schwarzen Hund mit einem Knochen im Maul zu zeichnen.

Aha, werdet ihr denken, die Fünf müssen die Ergebnisse der letzten Matheolympiade oder ein ähnlich aufrüttelndes Ereignis auswerten. Aber weit gefehlt – hier geht es um was Lustiges: Die Feier des Pioniergeburtstages nämlich.

„Diesmal gestaltet ihr eure Feier mal ganz allein, ohne meine Hilfe", hatte Herr Hebsacker, der Klassenleiter, gesagt. „Aber denkt dran, daß laute Musik und zwei Kästen Brause noch lange keine Feier ausmachen. Überlegt euch einmal, wie ihr dem ganzen einen Sinn, einen besonderen Pfiff gebt!"

Das war leichter gesagt als getan. In den letzten Jahren hatten sie stets gemeinsam mit ihrem Klassenleiter das Programm ausgearbeitet. Herr Hebsacker hatte Lieder einstudiert, Gedichte verteilt, Spiele erdacht – und nun? Lieber 'ne Leistungskontrolle in Russisch als so was!

Jens, der Gruppenratsvorsitzende, räusperte sich. „Leute", sagte er, verbesserte sich aber gleich: „Mitglieder des Gruppenrates und Pioniere! Wir wollen heute, äh, wir . . ."

„Mann, nun tritt dir nicht auf den Frack", sagte Tino. Katrin und Anja kicherten. Sven gähnte und streckte die Beine aus. „Laßt uns doch mal in die Tiefe gehen", sagte Jens bedeutungsvoll. „Wohin?" „Er meint in'n Keller!" „Quatsch! Ich meine, wir sollten mal über den Ursprung der Dinge nachdenken . . ."

„Ach, so."

„Woher?" Jens verschränkte die Arme auf dem Rükken und spazierte zwischen Fenster und Tür auf und ab, wie es Herr Hebsacker manchmal im Unterricht zu tun pflegte, wenn er seiner Klasse etwas Neues erläuterte. „Von wem hat zum Beispiel unsere Pionierorganisation ihren Namen? Naaa?" Er schaute sich um wie ein Unterstufenlehrer, der soeben das große Geheimnis des kleinen „a" gelüftet hatte.

„Ernst Thälmann", sagten alle Vier im Chor. „Richtig", lobte Jens. „Sehr gut, und so hätten wir auch schon das Motto für unsere Feier: Ernst Thälmann! Damit liegen wir genau richtig. Wetten, daß der 6a so was nicht einfällt? Diesmal haben w i r die bessere Feiergestaltung, darauf verwette ich meine nagelneuen Superturnschuhe!"

Das machte zwar Eindruck, hinterließ jedoch eine gewisse Hilflosigkeit unter den Versammelten.

„Wie stellst'n dir das vor?" fragte Tino. „Ganz einfach, wir gestalten ein tolles Programm über Ernst Thälmann. Gedichte, Lieder, die Geschichte aus dem Lesebuch . . ."

„Kann man dazu auch tanzen?" fragte Anja, die immer nur ihre Disko im Kopf hatte. „Wir machen eine Feier, keinen Karneval", sagte Jens würdevoll. „Gibt's da gar nichts zu lachen?" Sven überlegte krampfhaft, ob in ein solches Programm ein paar Witze paßten, von denen er eine beachtliche Sammlung besaß. „Wehe, es lacht einer", sagte Jens drohend. „Und wenn ich einen erwische, der während der Feier seine Brause schlürft, oder Kuchen kaut . . ."

„Nee, das find' ich nicht gut", sagte Katrin. „Musik muß her, sonst ist das keine richtige Geburtstagsfeier!" „Wir singen das Lied vom Thälmann-Bataillon", bestimmte Jens. „Da muß ich immer heulen", sagte Anja, „das ist so traurig!" „Es ist würdig", verbesserte Jens. „Heulen kannste meinetwegen, aber nicht so laut, verstanden?"

„Du, wir könnten doch die ‚Taifuns' einladen, die Band aus der 9a!" schlug Tino vor. Katrins, Anjas und Svens Augen leuchteten auf. „Ja, das ist 'ne tolle Idee!" „Und was, bitte schön, haben die mit Ernst Thälmann zu tun?" Tino wurde unsicher. „Na ja, äh, – ja, richtig: Der Gitarrist heißt Ernst mit Vornamen . . ." Jens überging diesen Vorschlag mit eisigem Schweigen.

„Man müßte wissen, was sich die aus der 6a ausdenken", sagte Sven. „Die hatten immer ganz dufte Ideen!" „Diesmal sind wir tausendmal besser", knurrte Jens. „Was die können, können wir schon lange!" Schweigen. „Kinder", sagte Anja plötzlich. „Ich hab' gehört, die feiern ihren Pioniergeburtstag schon am Donnerstagnachmittag. Da könnten wir doch mal heimlich . . ." Es war nicht leicht, Jens von diesem Plan zu überzeugen. Schließlich aber stimmte er zu.

„Meinetwegen", brummte er. „Aber nur um zu sehen, wie blöde die sich anstellen."

Am Donnerstagabend kamen Tino und Katrin, die Kundschafter, zu Jens und berichteten ihm. „Du, das war toll! Die haben 'ne richtige Disko gemacht, mit Polonaise, Wettspielen und Quiz. Brause und Kuchen gab's jede Menge. Sogar Würstchen mit Kartoffelsalat, alles selbst gemacht . . ." „Da könnt ihr mal sehen, wie einfach die's sich gemacht haben", sagte Jens befriedigt. „Kein Wort über Ernst Thälmann!"

„Doch, doch", unterbrach ihn Katrin. „Sie hatten einen alten Genossen eingeladen, der Ernst Thälmann noch gekannt hat. Du, der hat ganz dufte Geschichten über ihn erzählt, die noch keiner gehört hat. Richtig Spaß hat das gemacht!"

„Na ja", sagte Jens nachdenklich, „man kann's auch so machen, zugegeben . . ."

Und wie feiert ihr euren Pioniergeburtstag?

Sibylle Durian

Katerina, die phlegmatische, aber sehr gutmütige Tierpflegerin, hatte gestern gesagt: „Hier habt ihr einen Korb für Häcksel und eine Mistgabel zum Ausmisten des Kuhstalls. Das ist die ganze Praxis . . ." Die vierzehnjährigen Jungen und Mädchen waren von der Schule auf die Farm geschickt worden, um die Praxis im Umgang mit Tieren kennenzulernen. Katerinas Farm lag außerhalb des Dorfes. Trotzdem hatte Aljoscha Schelomow darum gebeten, hierher kommen zu dürfen, weil jetzt Krasawka auf der Farm lebte.

Früher hatte sie den Schelomows gehört. Wie sehr sie Krasawka aber auch liebten, sie mußten sich von ihr trennen. Die Nachbarn hatten es verlangt . . . Unerträglich war Krasawkas Eigensinn. Sie stieß alle mit den Hörnern. Oft gebärdete sie sich wie wild.

Jemand hatte geraten, sie mit Schlägen zu zähmen. Aber wer von den Schelomows würde sie schlagen? Sie sägten ihr die Hörner ab. Aber nicht an den Hörnern lag es, sondern am Eigensinn. Nun begann sie, mit der Stirn zu stoßen.

Allein Aljoscha genoß ihre Freundschaft. Er durfte auf ihrer breiten Stirn wie auf einem Thron sitzen und sich an den damals noch nicht abgesägten schrecklichen Hörnern festhalten. Freundschaft ist Freundschaft. Bei Sonne und Regen hütete Aljoscha sie gewissenhaft, tränkte sie aus einem verbeulten Zinkeimer, striegelte ihr Fell, flüsterte ihr tröstende Worte zu, wenn man ihr das Kälbchen mit den staksigen Beinen und der lockigen Stirn, auf der die kleinen Hörner wie junge feste Kartoffeln zu fühlen waren, fortnahm.

Und dann brachte man Krasawka in die Kolchosherde.

Aljoscha besuchte sie oft und brachte ihr dick mit Salz bestreute Brotscheiben. Süßes fraß Krasawka nicht.

Aljoscha hatte die Nacht, bevor er seinen Dienst auf der Farm antrat, unruhig verbracht. Immer wieder war er aufgewacht, hochgesprungen, hatte nach dem Wecker gegriffen. Der Dezemberschnee warf ein mattes Licht durch das Fenster. Es war noch nicht sechs Uhr, als Aljoscha bereits durch den knirschenden Schnee zur Farm eilte.

Mit Mühe öffnete er den riesigen Torflügel und schlüpfte in die Wärme des Kuhstalls. Die verschlafene Katerina wunderte sich über sein frühes Kommen und bat ihn gleich um einen Gefallen: „Ich möchte für ein Stündchen weggehen. Mein Sohn Nikolai ist auf Urlaub gekommen. Du bist doch ein Bursche mit Verstand und wirst auch ohne mich zurechtkommen . . . Nicht wahr?" Aljoscha seufzte: So war es immer – du bist doch groß und vernünftig, du wirst schon damit fertig werden! Aber Tante Katerina tat ihm leid,

DIE KUH KRASAWKA

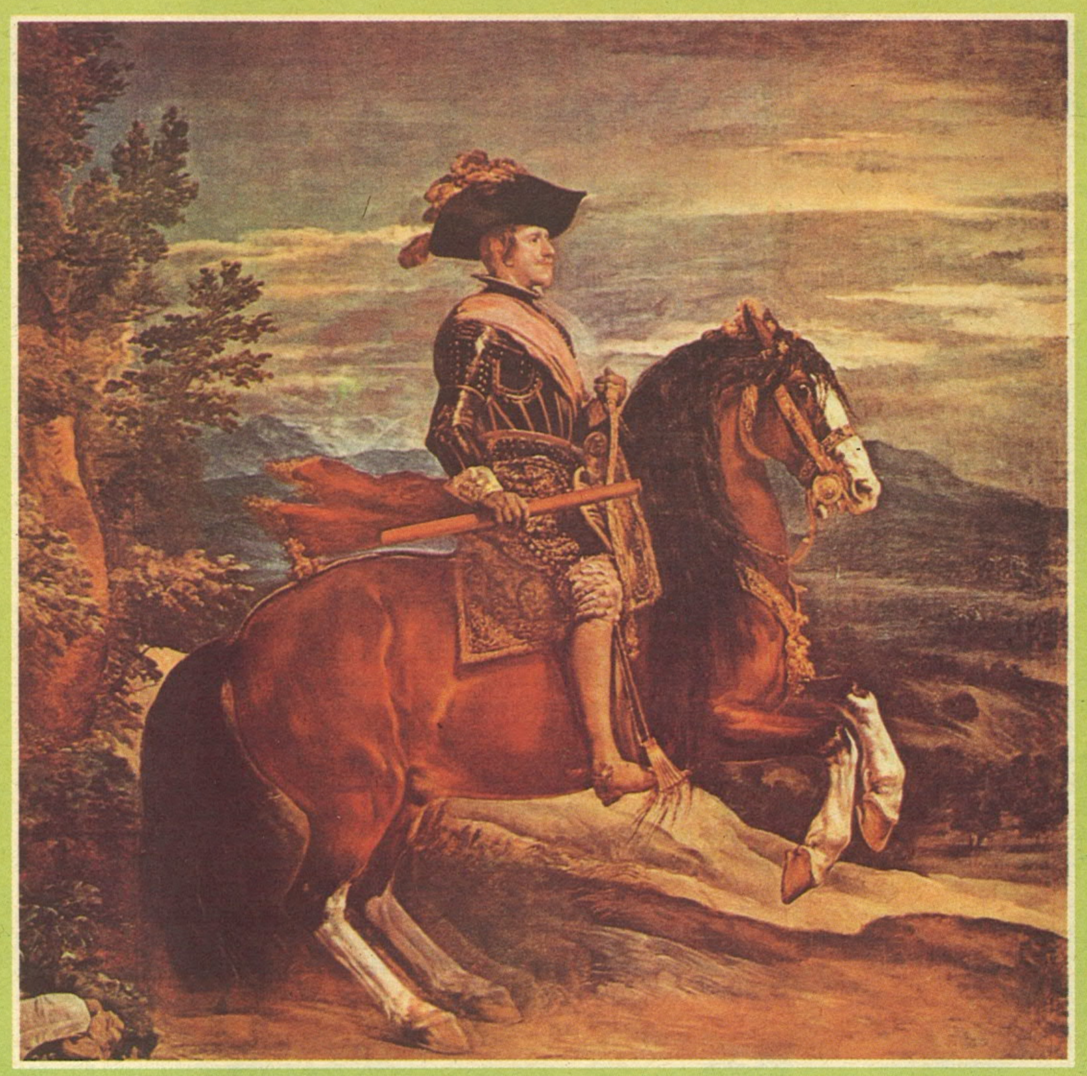
und er ließ sie gehen. Ihr Sohn war nun einmal gekommen, also sollte sie zu ihm ...
Jurka, der den Dienst mit ihm teilte, war noch nicht da. Aljoscha hatte schon fast alle Futterraufen mit Häcksel gefüllt, als Jurka endlich erschien.
„Wechsele die Streu!" rief er Jurka zu.
„Und wo ist Tante Katerina?"
„Hast du nicht gehört, was ich gesagt habe?"
„Schon gut, schon gut! Aber trotzdem, wo ist Katerina?"
„Nikolai ist zu Hause ... Er hat Urlaub bekommen. Sie ist für ein Stündchen zu ihm gegangen."
„Nikolai, der Matrose ..." Jurka sagte es mit neidvoll langgezogener Stimme. Er maß Aljoscha mit einem Blick und begann zu lachen. „Du wirst niemals ein Matrose. Dich nehmen sie nicht. Du bis zu kurz geraten."
Aljoscha schwieg. Jurka war dumm, das wußten alle. Aber bisweilen gaben ihm solche Worte doch einen Stich.
„Hast du Krasawka frische Streu gegeben?" fragte Aljoscha, als ob nichts geschehen sei. „Ja, doch!"
„Warum ist Krasawka so unruhig?"
„Sie bekommt ein Kalb. Siehst du das etwa nicht?"
Krasawka trat aufgeregt von einem Bein auf das andere, betrachtete ihren schweren Leib, brüllte und sah die Jungen an.
„Warum hat Katerina sie nicht in die Box zum Kalben gebracht?" überlegte Aljoscha finster. „Warum habe ich sie nur gehen lassen?" rief er mit kläglicher Stimme. So hatte ihn Jurka noch niemals erlebt.
„Hör mal, Jurka, Krasawka braucht Hilfe ... Sie fängt an zu kalben."
Jurkas graue Augen schauten verständnislos drein. „Na, laß sie doch ihr Kalb bekommen. Wozu ihr helfen? Wildlebende Tiere kriegen ihre Jungen auch von selbst. Die Hirschkühe zum Beispiel ..."
„Von selbst, von selbst! Krasawka wird gleich kalben – was sollen wir bloß tun?" „Was du nur hast. Es kommt vor, daß Kühe auf der Weide allein kalben, ohne daß etwas passiert ..." Jurka wollte ganz einfach nicht aus dem warmen Kuhstall gehen, um Hilfe zu holen ... Schließlich war er nicht der Leiter der Farm und kein Tierarzt. Er trug keinerlei Verantwortung, leistete nur seine Stunden ab.
Krasawka brüllte beängstigend.
Aljoscha riß Jurka die Gabel aus den Händen und befahl: „Hole Katerina, rufe Leute zu Hilfe! Und zwar blitzschnell!"
Jurka ging absichtlich langsam zur Tür.
„Blitzschnell!" brüllte Aljoscha und warf einen Korb nach Jurkas Beinen. Der sprang in die Höhe und mit einem Blick auf die Gabel in Aljoschas Händen rannte er aus dem Stall.
Der Morgen dämmerte.
Vor der letzten Hütte des Dorfes sägten Männer eine mächtige alte Pappel ab. Sie baten Jurka, ihnen zu helfen. Die Pappel erzitterte ein letztes Mal. Jurka wartete mit offenem Munde bis sie zu Boden fiel. Er hatte alles um sich her vergessen.
Auf der Farm ertönte hungriges Gebrüll. Nicht alle Krippen waren mit Futter gefüllt. Aljoscha hatte keine Zeit für die anderen Kühe.
„Krasawka, Krasawiza, Krasawuschka ...", sprach er leise und zärtlich vor sich hin und streichelte den Hals der Kuh.
Die Zeit verging. Niemand kam.
Wie ist das nur möglich? dachte Aljoscha verzweifelt. Katerina hat die Farm einem Jungen überlassen. Auf Jurka war er gar nicht einmal so wütend, weil der auch sonst unzuverlässig war.
Krasawka wurde immer unruhiger. Aljoscha betrachtete voller Mitleid und Schrecken den mächtigen Leib Krasawkas. Ihre große Augen baten um Hilfe.
Jurka und Katerina waren noch immer nicht da.
Aljoscha ließ keinen Blick von der Tür. „Gleich, gleich, mein gutes Tier ... Gleich werden sie kommen ..."
In Zorn und Verzweiflung preßte er die Hände zu Fäusten. „Krasawka, du Gute, Liebe ..." Niemand würde kommen ... Er ahnte es. Und in diesem Augenblick wurde ihm leichter ums Herz. Er atmete tief und begann sicher, konzentriert und genau, wie er es bei seinem Vater, dem Tierarzt der Kolchose, gesehen hatte, Krasawka zu helfen.
Als Katerina, ihr Sohn Nikolai, Jurka und Aljoschas Vater kamen, rieb Aljoscha das nasse Kälbchen schon mit einem Strohwisch trocken. Danach bestreute er es mit Salz und brachte es Krasawka. Sie beleckte ihr Kind. Es war ein Bullenkalb. Mischka.
„Seht mal an, wie sie es massiert", lächelte der Matrose Nikolai. Das Kälbchen stellte sich sogleich auf seine Beine.
„Komm, trink, trink!" Katerina schubste es sanft zum Euter hin. Geschickt begann es zu saugen, als habe es dies schon oft getan.
„Bist du zurechtgekommen?" wandte sich Katerina mit schuldbewußtem Gesicht an den Jungen.
Aljoscha antwortete nicht. Er ging aus dem Kuhstall. Draußen lehnte er sich gegen die Mauer. Seine Hände zitterten. Etwas löste sich in seiner Brust, schob sich in seine Kehle, und er begann zu weinen. So fand ihn sein Vater. Er legte ihm den Schafspelz um die Schultern und drückte ihn an sich wie früher, als er noch ein kleiner Junge war.

LEONID NETSCHAJEW



Aus dem Russischen übersetzt und bearbeitet von Thea Woboditsch (leicht gekürzt)

Zeichnungen: Karl Fischer



„Philipp IV. zu Pferde", gemalt um 1634/35

Der König und sein Maler

Zum Bild des Monats

„Der König ist tot. Es lebe der König!"
Philipp III. von Spanien war gestorben. Sein Sohn bestieg den Thron, Philipp IV.
„Ich will ein friedfertiger König sein, genug des Schlachtenlärms in meinem Land, Schluß endlich auch mit den Streitigkeiten in den Niederlanden. Künstler sollen mich umgeben, Musiker, Dichter, Maler. Der große Rubens[1] verherrlicht in Paris in riesenhaften Gemälden Maria von Medici[2]. Bin ich weniger als sie? Man möge mich malen in all meiner Würde und Großmut!" Er ließ drei italienische Maler an seinen Hof verpflichten und machte sie zu Hofmalern.
„Majestät", sagte sein früherer Erzieher und jetziger Kanzler, Graf Olivarez, „es gibt da auch bei uns im Lande einen jungen Mann, einen Meister aus Sevilla, Sohn eines portugiesischen Adligen und einer andalusischen Edeldame, einen ganz exzellenten Maler. Sein Name ist Diego Rodriguez de Silva y Velázquez, er schuf hier in Madrid das Bildnis des Dichters Luis de Góngora . . ."
„Ich bin der König! Man hole ihn her und lasse ihn prüfen. Mag er zuerst einen Geistlichen malen. Wenn die Kirche mit ihm zufrieden ist . . ."
Velázquez kam an den Hof, malte den Priester. Im August dieses Jahres 1623 schon saß ihm der König Modell zu einem lebensgroßen Reiterbild, im Oktober war er Hofmaler, 24 Jahre alt. Täglich besuchte ihn der König in seinem Atelier, zeigte sich huldvoll und gnädig, bestimmte, wer denn nun von Familie und Hofstaat in welcher Größe zu porträtieren sei. Velázquez erfüllte alle Aufträge glänzend, malte auch antike Szenen: „Die Schmiede des Vulkan", „Venus und Amor", „Bacchus bei den Trinkern". Er gewann große Ehren und viele Ämter, wurde Leibtürhüter, Garderobier, später Unterkämmerer. Er lernte Rubens kennen, als der nach Spanien kam. Später reiste er nach Italien. Das war das Land der Sonne und der Farbe, das Land Tizians[8] und Tintorettos[4]. Als er wiederkam, malte er anders.
„Mein lieber Velázquez", empfing ihn der König, „du bist fast zwei Jahre fortgeblieben, zeig uns, was du gelernt hast. Male meinen Sohn, den Infanten Baltasar Carlos, und zwar: zu Pferde!"
„Ein Bildnis zu Pferde, Majestät? Ein Kind?"
„Er ist der künftige König. Könige sind niemals Kinder. Zu Pferde!"
Der fünfjährige Sohn wurde ihm vorgeführt in all seinem Staat: den Fürstenhut auf dem Kopf, eine rosa Schärpe umgelegt. So saß er auf dem Modellsattel, betrachtete aus großen, etwas ängstlichen Augen den Maler und wagte sich nicht zu rühren. Könige toben nicht herum.
Velázquez malte ihn kühl, leidenschaftslos, genau. Nur manchmal dauerte ihn der kleine scheue Junge, und er beschloß, ihn auf einem mutigen Renner dahersprengen zu lassen. Noch war das Licht Italiens in seinen Augen. Er setzte ihn in eine weite bergige Landschaft voll frischer Luft und hoher Wolken, und es wurde ein Gemälde, das ihm viel Ehre einbrachte. Nur an den Augen des Knaben entdeckte, wer scharf hinsah, die Ängstlichkeit des Kronprinzen und an den starren Hinterbeinen des Ponys die gestellte Szene, als säße er in Wirklichkeit auf einem Denkmals- oder Karussellgaul, aber in der Gewandung, im Zaumzeug des Tieres und in der Tiefe der Landschaft, da leuchtete die Farbe unvergleichlich.
„Gut", sagte der König, „und nun mal ihm meinetwegen seinen Narren."
So malte Velázquez Zwerge und Hoffräulein, den Papst und immer wieder den König, der ihn ehrte und trieb und ihm sein Gehalt vorenthielt und ihn zum Hofmarschall machte mit allen Pflichten: Gemächeraufsicht und Kontrolle des Dienstpersonals, Tafelzeremoniell und Arrangieren von Festen, Bällen, Maskeraden, Reisevorbereitungen und Quartiermacherei, finanzielle Abrechnung der Lustbarkeiten und Beschaffen von kostbaren Gemälden.
„Male", forderte der König, „meine Frau ist tot, mein Sohn, der Infant, gestorben, male seine Braut Maria Anna von Österreich, denn nun gedenke ich das Mädchen zu ehelichen. Male meine Jagden, wie du meinen Sieg über Breda gemalt hast. Male mich!"
Velázquez malte. Er zeigte ihn, wie er immer die Wahrheit gezeigt hatte, wie er war: wässrig, aufgeschwemmt, leer. Eine eingeweichte Semmel von vorgestern. Vielleicht dachte er noch manchmal an die einfachen Leute, die er früher dargestellt hatte: die Esser, Trinker, die Schmiede, die Teppichweberinnen. Doch er konnte nicht mehr zurück. Er war verbraucht in seinen Ämtern. Als der König die Tochter aus erster Ehe an den französischen König verheiratete, starb Velázquez an der übermäßigen Anspannung der Kräfte, die das Zeremoniell gekostet hatte.
„Er hätte damit warten sollen", sagte der König ungnädig, „und den Reiseetat hat er auch überzogen. Stellt es seiner Familie in Rechnung!"
Er wußte, daß er als König versagt hatte, Portugal verloren und Flandern, aber er wußte auch, daß sein Andenken überleben würde dank der Bildnisse, die sein Hofmaler Velázquez von ihm geschaffen hatte. Deshalb erließ er huldvoll die Hälfte der Schulden.

Bernd Wolff

Farbrepro: Werner Popp

[1] niederländischer Maler, 16./17. Jh., Hauptmeister des flämischen Barock
[2] Königin von Frankreich, 17. Jh.
[3] italienischer Maler, 15./16. Jh., Hochrenaissance
[4] italienischer Maler, 16. Jh.

WIR KLAGEN AN

Es gibt ein Ungeheuer auf der Welt. Der Frieden auf der ganzen Erde ist von diesem Ungeheuer bedroht. Es verschlingt Milliarden Summen, um mit modernsten Waffen friedliche Völker zu überfallen. Jede fortschrittliche Entwicklung wird von ihm brutal unterdrückt.
Das Ungeheuer lügt, betrügt, heuchelt, vernichtet, beutet aus – es mordet.
Das Ungeheuer läßt Kinder für sich arbeiten, stiehlt ihnen Milch, Reis, Brot, es mißhandelt sie, raubt ihnen die Eltern – um seine Macht zu erhalten.
Dieses Ungeheuer ist der IMPERIALISMUS!
Die UNO-Charta „Für die Rechte des Kindes" wurde vor 25 Jahren beschlossen. Sie besagt: Das Kind muß gegen jede Art der Vernachlässigung, Grausamkeit und Ausbeutung geschützt werden. Täglich tritt der Imperialismus diese UNO-Erklärung mit Füßen ...

Aus der Anklage der Teilnehmer des Internationalen Kindertribunals Schwedt/Werbellinsee 1985

Im Namen der Toten von Kassinga

Mein Name ist Ndeutapo Markus, ich lebe in einem Kinderheim in der DDR. Ich bin 11 Jahre alt. Meine Mutter und meinen kleinen Bruder habe ich seit über fünf Jahren nicht mehr gesehen. Meinen Vater kenne ich nicht – er kämpft im Untergrund gegen die Rassisten.
Das letzte Mal habe ich meine Mutter 1980 gesehen. Ich mußte mit ansehen, wie über 600 Menschen durch die Rassisten getötet wurden. Kassinga gab es nicht mehr. Ich gehöre zu den wenigen Überlebenden und klage den Imperialismus des Mordes an, im Namen der Toten von Kassinga. Ich habe Sehnsucht nach meiner Mutter, meinem Vater, meinem Bruder.
Ich bin sicher:
UNSER GERECHTER KAMPF WIRD SIEGEN!
ES LEBE DIE INTERNATIONALE SOLIDARITÄT!

Anklage des Vertreters der Delegation SWAPO

Nachts kamen die Mörder

Mein Name ist Nomagabi Sokupa, ich bin 12 Jahre alt und wurde im Süden der Kapprovinz in King Williams Town geboren.
Mein Vater kämpfte für die Freiheit meines Volkes. Dafür wurde er vom Apartheidregime zu acht Jahren Gefängnis verurteilt.
Nach zwei Jahren seiner Haftstrafe konnte mein Vater fliehen. Meine Mutter und ich folgten ihm. Wir trafen meinen Vater in Lesotho wieder. Doch auch dort hatten wir keine Ruhe vor unseren Feinden. Im Dezember 1982 überfielen südafrikanische Militärs nachts unsere Wohnungen.
Einige kamen mit Militärfahrzeugen, andere mit Hubschraubern. Auch ich befand mich in einem der Häuser, welche überfallen wurden. Alle im Haus schliefen. Plötzlich hörte ich von draußen Gewehrschüsse. Ich wachte auf und dachte, es sei ein Gewitter, dann schlief ich wieder ein. Einige Zeit später wachte ich jedoch wieder auf und bemerkte, daß es scharfe Schüsse waren. Der Junge, mit dem ich das Zimmer teilte, schlief noch. Ich weckte ihn schnell auf, da sein Bett bereits brannte. Ich nahm meine Decke und warf sie auf das Feuer. Wir sprangen aus dem Bett und krochen auf den Flur. Dort sah ich zwei weiße Soldaten. Der eine trug ein großes Gewehr und der andere eine Taschenlampe. Ich war mir nicht sicher, ob sie uns gesehen hatten, denn sie kehrten wieder um. Schnell rannten wir in das Zimmer eines Erwachsenen, um dort Schutz zu finden. Wir waren sehr verängstigt.
Bei diesem Überfall wurde eine Frau erschossen und ein Mann an der Hüfte verletzt. Soweit ich mich erinnern kann, wurden 42 Menschen durch die Rassisten auf brutale Art und Weise umgebracht.
Das ist nicht der einzige brutale Akt gegen die Mitglieder des ANC, gegen die Einwohner Lesothos, Moçambiques, Sambias, Swasilands, Namibias und Angolas.
Wir Kinder müssen unter dieser aggressiven Politik sehr leiden. Aber auch wir haben ein Recht auf Glück, eine Familie und einen friedlichen Himmel.
Wer nimmt uns dieses Recht?
Der Imperialismus! Ihn klagen wir an!
Das südafrikanische Regime erhält seine Kraft und seine Waffen von imperialistischen Staaten wie den USA, Großbritannien, der BRD, Belgien u. a. ...
Die Aggressivität der Rassisten Südafrikas gegenüber den Mitgliedern des ANC führt dazu, den Hunger, die Armut und Unterdrückung der Menschen Afrikas zu verschärfen. Diesem Ziel dient auch die jüngste Maßnahme des Rassistenchefs Botha, die Verhängung des Ausnahmezustandes. Noch brutaler wollen die Rassisten gegen mein Volk vorgehen. Aber wir lassen uns nicht entmutigen.
Der ANC wird sein großes Ziel erreichen: Südafrika soll ein Land sein, in dem Menschen aller Rassen in Frieden, Freiheit und Freundschaft zusammenleben.
Wir wollen Unterdrückung, Ausbeutung, Angst, Hunger, Analphabetentum und vor allem den Rassismus beseitigen.
Der Freiheitskampf des ANC wird niemals aufhören, solange Rassismus und Apartheid unser Land beherrschen, solange Südafrika nicht frei ist.

DER SIEG IST GEWISS!
VORWÄRTS ZU EINER REGIERUNG DES VOLKES!
LANG LEBE DIE INTERNATIONALE SOLIDARITÄT!
LANG LEBEN DIE PIONIERE!
ALLE MACHT DEM VOLKE!
FREIHEIT FÜR NELSON MANDELA UND ALLE ANDEREN FÜHRER UNSERES KAMPFES!

Anklage des Vertreters der Delegation ANC



Foto: ADN/ZB

Stimmung, Takt und Trainingsfleiß

Auf in den Kampf, Torero ... Mit dieser zündenden Eröffnungsmelodie schreiten 130 hoffnungsvolle junge Talente aus 36 Tanzkreisen unserer Republik zum 11. „Frösi"-Pokal in die Hoyerswerdaer „Alfred-Scholz-Halle".

Bei heißen Rhythmen und sommerlicher Hitze heißt es für die sechs- bis vierzehnjährigen Jungen und Mädchen: Haltung bewahren und nur nicht aus dem Takt geraten! Schritt für Schritt zeigen die jungen Paare der Altersklasse Schüler, Schüler E und D, was sie gelernt haben, wird ihr Können an Drehungen und Tanzfiguren gemessen.

Elegant frisiert – meist mit aufgestecktem Haar nach Ballerinenart und in raschelnden Tüllkleidern – die Mädchen und im enganliegenden Dreß die Jungen.

Am Rande des Parketts drücken Zuschauer, Eltern, Geschwister und Trainer die Daumen für ihre Paare und verfolgen gespannt jeden Tanzschritt. Wenn auch die Jüngsten mit den verhaltenen, weit ausholenden Schritten des langsamen Walzers noch ihre Mühe haben, das jüngste Tanzpaar ist zusammen zwölf Jahre alt, so legen sie doch schon eine „kesse" Polka aufs Parkett.

Den sieben gestrengen Augenpaaren der Wertungsrichter darf in den jeweils nur 90 Sekunden der Vor- und Zwischenrunden keines der acht Paare entgehen.

„Am schlimmsten ist, wenn man außer Takt tanzt. Das gibt Punktabzug. Da hilft nur: Aufhören und neu anfangen", erklärt uns Burghard Oßke vom Tanzkreis Grün-Gold, Erfurt.

In den Pausen wird aufgeatmet, etwas Erfrischendes getrunken, gefachsimpelt, die Frisur erneuert oder rasch von der Mutti der abgerissene Träger des Kleides wieder festgenäht. Die Tanzkreise zeigen inzwischen lustige Einlagen – an der Spitze natürlich die Hoyerswerdaer Gastgeber. Sie überraschen das Publikum mit tollen Einfällen: da tanzen Eckensteher und Trümmerfrau einen kecken Schieber, gibt es flotte Pop-Gymnastik und Formationstänze zu sehen, rauschen Paare der Sonderklasse glanzvoll über das Parkett. Das Publikum ist gleichsam Schiedsrichter und Stimmungsbarometer, würdigt gelungene Leistungen mit Zwischenapplaus, klatscht bei der Polka tüchtig im Takt mit und sorgt für Ansporn und gute Laune. Es wählt in jeder Startklasse das fröhlichste Tanzpaar aus, das mit einem „Frösi"-Sonderpreis geehrt wird.

Gewiß ist es nicht leicht, trotz der Aufregung auch noch ein strahlendes Gesicht zu machen. Aber: „Tanzen macht eben Spaß", bestätigen Annett Schumann und Steffen Frühauf vom CfG Hoyerswerda. Sie wurden „Fröhlichstes Tanzpaar" der Klasse Schüler.



Freudentränen beim Überraschungssieger

Sie trainieren erst seit einem dreiviertel Jahr zusammen – Burghard Oßke und Christiane Dokter vom Tanzkreis Grün-Gold Erfurt. „Wir haben beide nicht damit gerechnet, den ‚Frösi'-Pokal der Schüler E zu gewinnen", sagt Burghard, der seit sechs Jahren tanzt. Er kann die Freudentränen nicht verbergen. Christiane, seit zwei Jahren dabei, nimmt das etwas gefaßter hin. Sie ist das erstemal beim Turnier. „Als die Zweitplazierten genannt wurden, dachte ich, jetzt sind doch eigentlich nur noch wir übrig. Ich konnte das kaum glauben ...", fügt Burghard hinzu.

Turniertanz ist Leistungssport, bei dem es zu kämpfen gilt. Gewiß haben aber nicht zuletzt die tolle Stimmung und Atmosphäre des Turniers zu echten Spitzenleistungen angespornt. Ausschlaggebend ist natürlich beharrlicher Trainingsfleiß, mit dem die vielen kleinen und größeren Tänzer sich schon wieder auf das nächste Tanzturnier vorbereiten. Dazu drücken wir allen die Daumen.

Text: Renate Bredereck

SIEGERLISTE

Startgruppe Schüler:

1. Platz: Kai Hetzke – Anke Koar CfG Hoyerswerda

2. Platz: Lars May – Ina Labitzke, CfG Hoyerswerda

3. Platz: Torsten Rengers – Manuela Klätsch, TK Frankfurt/O.

Startgruppe Schüler E:

1. Platz: Burghard Oßke – Christiane Dokter, TK Grün-Gold Erfurt

2. Platz: Dirk Lauterbach – Sandra Körner, TK Dessau

3. Platz: Uwe Scheffler – Denise Jentschke, CfG Hoyerswerda

Startgruppe Schüler D:

1. Platz: Jan Olschewski – Britt Menzel, CfG Hoyerswerda

2. Platz: Lars Stallnig – Uta Manuwald, TK Grün-Gold Erfurt

3. Platz: Torsten Thiele – Julia Brendler, TK Neue Zeit Schwedt



Anruf aus dem Ozean

Weihnachten in Leipzig. Knack! Uwe schaltet das Radio ab. Sie machen mulmig, diese Melodien. Um sich abzulenken, prüft er noch einmal die Weihnachtsbaumbeleuchtung. Den Baum hatte er selbst ausgesucht, nach Hause geschleppt und geschmückt. Ganz allein. Vater ist auf See. Hört sich gut an, dieser Satz, so im Alltag, in der Schule. Und die anderen gucken neidisch. Aber Weihnachten – das ist etwas anderes. Uwe öffnet das Telegramm noch einmal. Es war schon morgens gekommen. „Herzliche Weihnachtsgrüße von hoher See. Vati."

●

Weihnachten in Glowe auf Rügen. „Bescherung schon zu Mittag, wo gibt's denn so etwas?" fragt Jens über die Geschenke hinweg den Weihnachtsmann. Sie muß nicht gerade fröhlich geklungen haben, diese Frage. Der Alte stutzt, schält sich aus dem Mantel, hängt den Bart ab. Der Vater, natürlich, wie in jedem Jahr. Doch diesmal zu früh.
„Ich hatte es dir erklärt, Großer. Denk an die vielen Seeleute da draußen. Keiner von denen kann heute zu Hause sein. Aber mit uns Funkern von der Post doch ein bißchen. Ich muß zum Dienst."

●

Weihnachten im Karibischen Meer – zur gleichen Zeit. Die Maschinen stampfen monoton, das Schiff rollt ein wenig. „Ein Lob dem Smutje", brummt der Nautische Offizier und nascht die letzten Stollenkrümel vom Frühstücksteller. Gleißendes Sonnenlicht dringt in die Messe und läßt die Lichter des Weihnachtsbaumes erblassen, den man gestern aus dem Kühlraum geholt hatte. Trotz Baum und Backkunst will keine Stimmung aufkommen. Es ist unweihnachtlich schwül, die Uniformhemden kleben am Rücken. „Morgen früh sind wir in Havanna", sagt einer. Der Nautische Offizier wendet sich an den Funker des Schiffes: „Versuch doch bitte ein Gespräch nach Hause zu organisieren, mein Junge, der Uwe, weißt du..." Der Funkoffizier nickt beruhigend. Er weiß Bescheid.
Bordversammlung in der Karibik. Festlich gedeckte Kaffeetafel. Man hat die Gardinen zugezogen, die Weihnachtsbaumbeleuchtung strahlt jetzt heimatlich hell. Der Kapitän hält eine Ansprache. Die Mannschaft wartet schweigend. Endlich werden sie ausgegeben, die Telegramme von zu Hause. Das schönste Geschenk an Bord. Die Seeleute halten die Umschläge in den Händen, als wären sie aus dünnem Glas.
Hochbetrieb bei Rügen Radio, der Küstenfunkstelle der Deutschen Post. In Glowe und Lohme sitzen die Funker – unter ihnen Jens Vater – in den abgeteilten Räumen wie in Cockpits von Flugzeugen: kopfhoher Sessel, davor allerlei Geräte mit Reglern, Schaltern, Knöpfchen und Skalen. Von See aus gesehen überragen die Stahlmasten der Sendeanlagen von Lohme kaum den dahinterliegenden Waldsaum. Und dennoch gibt es keinen Winkel der Erde, den sie nicht erreichen. Die Funker und Techniker von Rügen-Radio haben den Auftrag, zu jedem Gebiet, wo unsere Seeleute sind, täglich Verbindung aufzunehmen. Diese arbeiten auf über siebenhundert Schiffen, dazu gehören das Lotsenboot, das gerade den Überseehafen Rostock verläßt, der Seebagger beim Molenbau in Mukran, der vor Irland fischende Supertrawler, der Schnellfrachter mit Singapur vor dem Bug und alle anderen. Fast ununterbrochen jagen „Funkpfeile" hinaus, kommen Signale an. Da werden von Land aus Schiffe in andere Häfen umgeleitet, treffen Fangmeldungen ein, gehen Informationen ab, wo Tankschiffe auf See mit Kraftstoff warten. Auf den Schiffen der Reederei und auf den großen Fängern des Fischkombinates erhalten die Seeleute sogar täglich „funkfrische Zeitungen aus der Luft", zusammengestellt aus den Nachrichten der Zeitungen in der Heimat. Mehrmals am Tag sendet Rügen Radio Wetterberichte und Windwarnungen, weist auf treibende Bojen und andere Gefahren auf den Seewegen der Schiffe hin. Manchmal rauscht auch dieses Wort durch den Äther: Mediko! (Telegramm vom funkärztlichen Beratungsdienst) In Sekundenschnelle stellt Rügen Radio den Hilferuf von See zum Hafenarzt in Rostock durch. Der nimmt die Krankheitsbeschreibung und Diagnose von Bord entgegen, gibt Hinweise. Die Nautischen Offiziere auf den Schiffen haben eine medizinische Ausbildung, alle erforderlichen Medikamente und Instrumente sind vorhanden. Manchmal eilen die Meldungen eine ganze Nacht lang hin und her. Im Morgengrauen endlich die Nachricht: Patient wohlauf. Aufatmen in Rostock, bei Rügen Radio und irgendwo im Pazifik. Ständig überwacht wird die Seenot-Frequenz. Der Mann am Funkgerät würde auch das leiseste Piepsen des schwächsten Seenotsenders eines Rettungsbootes hören.



Zeichnung: Hans Betcke

Jens Vater lehnt sich zurück. Die Kopfhörer liegen griffbereit, doch aus dem Lautsprecher dringt jetzt nur fernes Knattern und Knistern. Die letzten Tage waren anstrengend. Tausende Weihnachtstelegramme wurden übermittelt – von See in die Heimat und umgekehrt. Wären die Funktelegramme tatsächlich sichtbar, so würde auf manch größeres Schiff ein wahrer Papierregen niedergehen. Rügen Radio – das Hauptpostamt für Seeleute und ihre Angehörigen. Der Weg ist einfach: ein normales Telegramm aufgeben, dazu der Name des Schiffes und der Vermerk „Rügen-Radio". In Glowe werden sie in Fächern mit den Schiffsnamen und Rufzeichen geordnet. So „hört" beispielsweise das Pionierschiff „Seid bereit" auf Y7JA, unter Y4CG meldet sich der Supertrawler „Ludwig Renn" und der Schnellfrachter „Karl Marx" ist unter dem Rufzeichen Y5KA zu erreichen. Jeder Funker weiß genau, wann und wo er über Funk ein Schiff findet. „Ein Seefunktelegramm für ..." Kurz darauf meldet sich der Funkoffizier des Schiffes von hoher See, möchte das Telegramm „abholen". Ein Knopfdruck in Glowe, die Leuchttafel bestätigt: Ein Telegramm liegt vor. Die Rohrpostanlage pfeift und kurz darauf saust das Schriftstück von der Zentrale direkt zum Arbeitsplatz des Funkers, der es sofort in den Äther sendet. Mindestens zweimal im Jahr klingen die Telegramme etwa so: „Mandy hat nur Einsen." Oder: „Tilo versetzt." So flattern ganze Zeugnisse über die Ozeane.
Die Seeleute können von Bord aus sogar Schmuckblatt-Telegramme aufgeben. Oder beispielsweise auf Reede vor Bombay Blumen für Berlin bestellen. Telegramme halten Kontakt. Was aber sind dürre, kurze Worte auf Papier von Rügen-Radio gegen wirkliche Stimmen über Tausende Seemeilen hinweg. Die Kolleginnen und Kollegen von Rügen Radio wissen es. Und sie setzen alles daran, trotz großer Entfernungen auch klare Sprechfunkverbindungen herzustellen. Wann immer sie sich mit ruhiger Bestimmtheit per Morsetaste oder Mikrofon melden, schwingt unausgesprochen über die Meere mit: Hier ist die Heimat. Wir sind für euch da. Jederzeit.
Leipzig. Das Telefon schrillt. Wer kann das sein, Weihnachten und um diese Zeit? Uwe nimmt ab. „Hier Rügen Radio. Ein Seefunkgespräch für Sie. Bleiben Sie am Apparat." Ehe Uwe die Mutti rufen kann, knackt es in der Leitung. Plötzlich so etwas wie Brandungsrauschen, dann eine Stimme wie aus dem All. „Vati!" Wieder ein Knacken, dann ganz klar: „Wie geht es dir, mein Junge?" „Vati!" stottert Uwe, „Wir haben hier Weihnachten", und er weiß im gleichen Moment, wie blödsinnig das klingt, spürt auf einmal auch, daß ihm Tränen über die Wangen laufen...

●

Weihnachten. Die Geschenke sind ausgepackt und ausprobiert, die Kerzen ausgeblasen, ausgedreht. Die Söhne in Glowe und Leipzig schlafen längst.
Bei Rügen Radio unterm kantigen Küstenwind und irgendwo an Bord auf den fernen Ozeanen wachen Väter vor den Funkgeräten.

Peter Weißflog

Personen, Inhalte der Seefunktelegramme und Seefunkgespräche sind frei erfunden – der Autor

FRÖSI ? LESERPOST

Ein Nachmittag mit Freunden

Endlich war es soweit. Der Samowar mit dem Tee, die Brötchen und der Kuchen – alles stand für unsere Gäste, fünf Komsomolzen, bereit. Die Sowjetsoldaten besuchten unsere Klasse. Sie erzählten uns von ihren Heimatstädten Leningrad, Moskau, Kiew und Tula. Unsere Russischkenntnisse als R-Klasse konnten wir bei persönlichen Gesprächen gut anwenden.

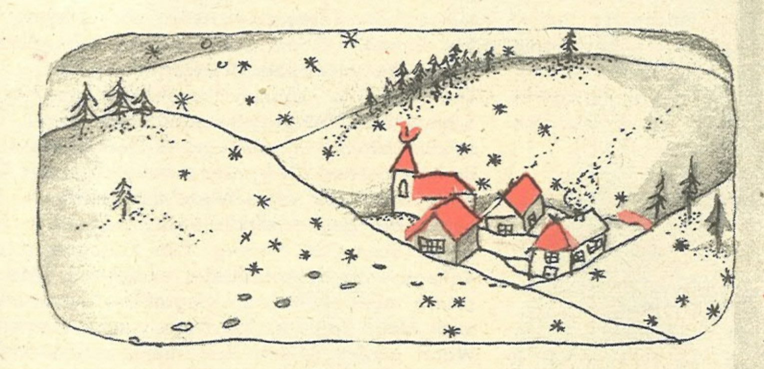
Über unser kleines Kulturprogramm in russischer Sprache waren unsere Gäste sehr erfreut. Gemeinsam sangen wir das Lied „Drushba–Freundschaft". Als Symbol der Freundschaft banden wir ihnen unsere Halstücher um. Für ihr Traditionszimmer übergaben wir ihnen das Buch „Schulter an Schulter". Wir wünschten uns zum Abschied ein baldiges Wiedersehen und versprachen alles zu tun für die Erhaltung des Friedens.

Klasse 7R, 27. POS „Dr. R. Sorge", 7500 Cottbus

Weihnachten im Erzgebirge

Die Häuser und Wohnungen sind bei uns mit typisch erzgebirgischen Figuren wie Bergmann, Räuchermännlein und Nußknacker festlich zur Weihnachtszeit geschmückt. An den Fenstern leuchten Schwibbögen mit verschiedenen Motiven in herrlicher Pracht. Fast in jedem Dorf und in jeder Stadt werden Pyramiden aufgestellt. Ihre Figuren widerspiegeln das Leben der Menschen im Erzgebirge aus längst vergangener Zeit. In den Kreisstädten finden Weihnachtsmärkte statt. Das größte Ereignis ist der Bergaufzug. Viele Bergleute zeigen sich dann in ihren typischen Bergmannstrachten.

Nanette Hecker, Korrespondent, 9400 Schwarzenberg



„Die Welt mit Kinderaugen gesehen"

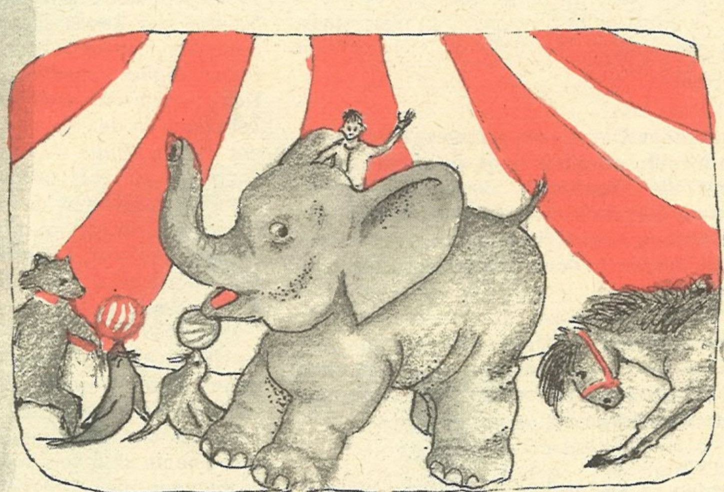
Am 24. April 1985 waren wir Ehrengäste bei der Eröffnung einer Ausstellung mit Kinderzeichnungen im Haus der sowjetischen Wissenschaften und Kultur. Sie war von der Zeitschrift „Frösi" organisiert worden und stand unter dem Motto: „Band der Freundschaft". Zuerst sprach ein sowjetischer Genosse und dann der Chefredakteur der „Frösi" zu uns. Sie sagten auch etwas über die Kinder, die den zweiten Weltkrieg miterlebten, und wie sie wohl ihre Umwelt gemalt hätten. Danach sahen wir uns die Bilder an. Es waren eindrucksvolle Bilder, die genau die Welt, in der wir leben, widerspiegeln. Auf ihnen waren spielende, fröhliche Kinder zu sehen. Mich beeindruckte besonders ein Bild, auf dem alles so lebensecht dargestellt war: Kinder mit einem Lächeln auf den Lippen. Diese Ausstellung hat uns allen sehr gut gefallen.

Klasse 5b, Hans-Coppi-Oberschule, 1157 Berlin

Mit dem Zirkus in die Sowjetunion

Ich heiße Guido und lebe im Zirkus in einem Wohnwagen. Ich liebe besonders die Tiere, denn meine Eltern arbeiten mit vielen verschiedenen Tieren. Mein schönstes Erlebnis war eine Reise mit dem Zirkus in die Sowjetunion nach Mittelasien. Ich saß auf unserem Elefanten Seeta und bin durch den Samarkander Basar geritten. Am liebsten aber reite ich auf meinem Pony Munkasch.

Euer Guido vom Zirkus BEROLINA



Leckerei zum Pioniergeburtstag

Aus 400 g Mehl, 80 g Margarine, 40 g Zucker, Salz, 1/8 Liter lauwarmer Milch, 30 g Hefe wird ein weicher Hefeteig bereitet. Man läßt den Teig gehen, stößt ihn zusammen und läßt ihn nochmals kurz gehen. Dann werden kleine Nocken abgestochen und diese goldbraun in Fett ausgebacken. Nach dem Abtropfen werden sie mit Staubzucker besiebt oder mit Fruchtsaft übergossen aufgetragen. Guten Appetit!

Janet Bartsch, 9044 Karl-Marx-Stadt

WITZECKE

Arbeitseinsatz in der Klasse. Die Fenster sollen gestrichen werden. Nach einer Weile kommt Holger zum Hausmeister. „Soll ich die Rahmen auch streichen?"

Christine Anschütz, 6060 Zella-Mehlis

Tante: „Rainer, du mußt dir dein Gesicht waschen. Man sieht ja noch, was du zum Frühstück gegessen hast."
Rainer: „So? Was war es denn?"
Tante: „Ganz bestimmt Ei, mein Junge."
Rainer: „Falsch! Eier habe ich gestern gegessen."

Walter Mosk, 3592 Bismark

Auflösungen von Preisausschreiben Heft 7/85

Kennwort: Festivalstädtefahrt – Auflösung: Freundschaftszug DDR
Kennwort: Muntermacher – Auflösung: Hagebutte, Sanddorn

Zeichnungen: Jana Ruika



13. Dezember, Pioniergeburtstag. In den vielen Einrichtungen der Pionierorganisation, in Pionierhäusern und -freundschaften begehen die Jung- und Thälmannpioniere bei Sport und Spiel, Gesang und Tanz diesen Tag. Auch in der Pionierrepublik „Wilhelm Pieck" am Werbellinsee wird gefeiert. Sie ist das ganze Jahr über ein Ort des Lernens, der Freundschaft und der Solidarität.

Den Bericht von Anja Deisinger aus der Pionierrepublik haben wir für euch aufgeschrieben. Sie war in diesem Jahr als Freundschaftsratsvorsitzende von Mitte April bis Ende Mai am Werbellinsee und erlebte:

Wecken mit Trompetenstößen

Berlin ist für uns zum Greifen nah. Ganze 50 Kilometer nur. Wir sind pünktlich angekommen. Mitten im launischen April. Wir, das sind 870 Pionierräte, kreuz und quer zusammengewürfelt, aus der ganzen Republik. Schnell werden wir heimisch. Die Pionierrepublik empfängt uns mit ihren offenen Armen. Von den schneeweiß verputzten Wohnhäusern mitten im Grünen nehmen wir schnell Besitz. Ich wohne in der Pionierfreundschaft III und in unserem Haus sind außer mir noch 89 Pioniere. Hier läßt es sich gut wohnen. Was mir zuerst auffällt: überall fröhliches Lachen, quirliges Treiben, jauchzendes Tummeln. Spielen und Erholen ist die eine Seite unseres Aufenthaltes. Daneben gibt es für uns Pionierräte noch eine andere – das Lernen. Das Lernen von den besten Pionieren, den Erfahrungsaustausch. Etwa 5 000 Räte sind jährlich in der Pionierrepublik. Ich bin jedenfalls auf alles und jeden sehr neugierig. Wenn möglich, möchte ich am allerersten Tag meine „Republik" erobern. Was gibt es da aber auch alles zu entdecken: das Pionierhaus, den Sportplatz, das Kino, die Bibliothek, das Pioniercafé, die Freilichtbühne, das Touristenlager, natürlich die Schule mit ihren modernen Fachkabinetten. Drei mal einen Quadratkilometer Entdeckungen. Ob man das alles nutzen kann? Ich werde mir meine Zeit gut einteilen müssen. Mirko mit seiner Trompete ist hier unser Morgenwecker. Das sind ungewohnte Töne. Er fordert uns auf, den Tag gut zu nutzen und nach den Gesetzen der Jungen Pioniere zu leben.

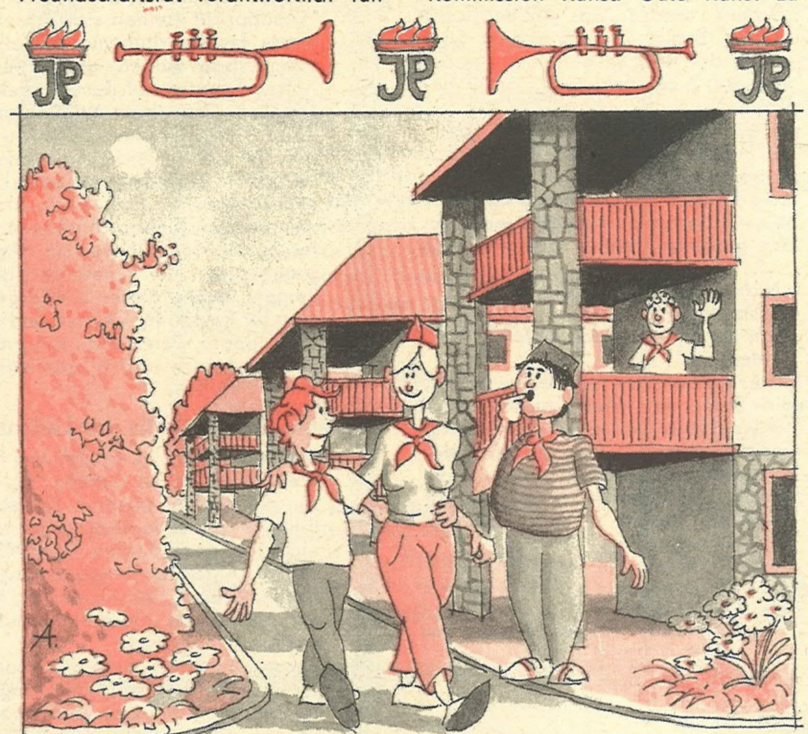
Räte-ABC

Begegnungen und Veranstaltungen gibt es hier in Hülle und Fülle. Einen Treffpunkt „Weltkarte". Aktuelles und Wissenswertes aus Politik, Wissenschaft und Ökonomie. „Wie machen wir ein zünftiges Pioniermanöver?" „Wie feiern wir ein gelungenes Fest der Freundschaft?"
Oft treffen wir uns auch im Wilhelm-Pieck-Kabinett und reden über unser Pionierleben. Jeder hat seine Erfahrungen mitgebracht, aber auch seine Probleme. Ich lege mir wie die anderen ein „Räte-ABC" an und schreibe mir auf, was mir bei den anderen gut gefällt und bei uns zu Hause noch nicht richtig klappt. Wir müßten mehr Arbeitsgemeinschaften gründen und uns stärker mit neuester Technik befassen. Dafür müßte sich jeder Pionier und nicht nur der Freundschaftsrat verantwortlich fühlen. Als Freundschaftsrat muß man immer mit gutem Beispiel vorangehen. Vor allem viel wissen, um anderen seinen Standpunkt gut deutlich machen zu können, überall und in jeder Situation als Pionier auftreten und seine Sache auch so vertreten.

Mädchentage – Jungentage

Mein „Räte-ABC"! Tag für Tag füllen sich mehr Seiten und neben den Stichpunkten für die gute Pionierarbeit steht natürlich auch darin, was ich so erlebe. Ich bin Mitglied der Kommission Kunst. Gute Kunst zu machen, ist vielleicht eine Kunst. Wir bereiten den Elternbesuchstag vor und den „Tag der Naturforscher". Schön ist auch der „Mädchentag". Da können wir Mädchen tun, was wir wollen. Die Jungen räumen die Zimmer auf und machen unsere Betten. Das ist vielleicht ein Spaß! Am „Jungentag" ist dann alles umgedreht. Mein schönstes Erlebnis war aber, so glaube ich, doch die Teilnahme am XII. Parlament der FDJ. Wir Pioniere der Pionierrepublik zählten zur Begrüßungsdelegation. Unsere Singegruppe sang das Parlamentslied. Diese Stunden werde ich nie vergessen.





Die Begegnung

In diesen sechs Wochen gehe ich täglich zur Schule in der Pionierrepublik. Mein Weg dorthin führt immer am Wilhelm-Pieck-Denkmal vorbei. Ganz dicht kann ich auf den Präsidenten zugehen, ihm sogar die Hand geben. Viele Wege führen hier vorbei. Ganz gleich, ob wir zum Sport oder zum Essen in die Speisesäle gehen, oder aus unseren Lehrgangsräumen und den Unterkünften kommen. Er ist uns immer nah. Er sorgte dafür, daß diese schöne Republik am Werbellinsee gebaut wurde. Jeden Tag trägt er ein rotes Halstuch. Wir verehren ihn alle sehr, weil er uns Pionieren ein großes Vorbild ist. So wie er sich ein Ziel stellte und es nie aus den Augen verlor, so möchte ich auch einmal werden. Auf diesem Wege gut voranzukommen, haben mir die sechs Wochen in der Pionierrepublik prima geholfen.
Sie ist wirklich das, was Wilhelm Pieck bei der Eröffnung 1952 sagte: „Das hier ist eure Republik. Die gehört ganz und gar euch, den Jungen Pionieren ..."

Text: Ralf Kegel
Zeichnung: Heinz-Günter Altmann

Pionierrepublik in Zahlen und Fakten:

– Am Internationalen Kindertag 1981 wurde während eines feierlichen Appells in der Pionierrepublik das erste Wilhelm-Pieck-Denkmal enthüllt. Die Porträtplastik des ersten Arbeiterpräsidenten der DDR schuf der Karl-Marx-Städter Bildhauer Frank Dittrich.
– Die Pionierrepublik „Wilhelm Pieck" ist das größte internationale Pionierlager in unserer Republik. Sie unterhält brüderliche Beziehungen zum Allunionslager in Artek, zum internationalen Pionierlager in der ČSSR, der UVR und der VR Polen.
– Im Gästebuch der Pionierrepublik finden wir die Namen bekannter Persönlichkeiten wie: Wilhelm Pieck, Otto Grotewohl, Andrijan Nikolajew und Pawel Beljajew, Sigmund Jähn, Vo Thi Lien, Angela Davis, Gladys Marin, den Töchtern von Luis Corvalan, Yasser Arafat.
– In Anwesenheit von Wilhelm Pieck, dem Präsidenten des ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staates, wurde am 16. Juli 1952 die Pionierrepublik am Werbellinsee eröffnet.
– Eine Jurte, ein Geschenk von Jumshagin Zedenbal, übergab Genosse Erich Honecker am 23. August 1974 anläßlich seines Besuches der Pionierrepublik. Darin finden Solidaritätsbasare, literarische Veranstaltungen und gemütliche Teestunden statt.
– Seit 1960 ist der Werbellinsee im Juli und August Treffpunkt der Kinder der Welt beim Internationalen Sommerlager. Unter der Losung: „Für eine friedliche Kindheit in einer Welt des Friedens – für Völkerfreundschaft und internationale Solidarität" verbringen sie gemeinsam erlebnisreiche Ferienwochen. In diesem Jahr waren 3 200 Kinder aus 43 Ländern zu Gast.
– Zu den Traditionen der Pionierrepublik gehört der Wilhelm-Pieck-Gedenklauf. Er führt die Mädchen und Jungen durch den drei Quadratkilometer großen Park entlang der Strecke, die Wilhelm Pieck am Einweihungstag bei der Besichtigung gegangen war.

Die Mathematikaufgabe

N. NOSSOW

Eines Tages kam Fedja. Seine kleine Schwester Rina spielte bei ihrer Freundin. Die Mutter war auch weggegangen.

„Fein", freute sich Fedja. „Da stört mich wenigstens niemand bei den Hausaufgaben."

Er schaltete das Radio ein, holte sein Tagebuch aus der Schulmappe und begann nach seinen Hausaufgaben zu suchen.

„Wir übertragen ein Wunschkonzert", erklärte eine Stimme im Radio.

„Ein Konzert! Großartig!" rief Fedja. „Dabei kann man besser Schularbeiten machen."

Er stellte den Empfänger etwas lauter und setzte sich an den Tisch. Was haben wir denn aufbekommen? Aha, Aufgabe Nr. 639. Also, los ... In eine Mühle brachte man 450 Säcke Roggen. In jedem Sack waren 80 kg ...

Aus dem Radio erklangen Klavierklänge und ein Baß sang:

„Es war einmal ein König,
der hatt' einen großen Floh,
den liebt er gar nicht wenig ..."

Was für ein abscheulicher König! dachte Fedja. Nachdenklich rieb er sich die Nasenspitze und begann noch einmal, die Aufgabe durchzulesen.

... In eine Mühle brachte man 450 Säcke Roggen. In jedem Sack waren 80 kg. Der Roggen wurde gemahlen, wobei man aus 6 kg Körnern 5 kg Mehl erhielt.

„Ein Floh! Ha, ha!"

lachte die Stimme im Radio und fuhr fort:

„Da rief er seinen Schneider.
Der Schneider kam heran.
Da, miß dem Junker Kleider,
und miß ihm Hosen an!"

„Nein, so etwas! Was der sich alles ausgedacht hat!" rief Fedja kopfschüttelnd. Er hörte sich das ganze Lied an, erfuhr aber nicht, wie der Schneider mit seiner Arbeit fertig geworden war. Fedja machte sich wieder an seine Aufgabe.

... Der Roggen wurde gemahlen, wobei man aus 6 kg Körnern 5 kg Mehl erhielt. Wieviel Lastwagen braucht man, um das gesamte Mehl zu transportieren, wenn auf jedes Auto 3 Tonnen Mehl geladen wurden?

Während Fedja die Aufgabe zu Ende las, wurde ein neues Lied angestimmt.

„Ein Lied macht leicht
und froh den Sinn,
die Langeweile flieht dahin ..."

Das gefiel Fedja sehr. Er vergaß seine Aufgabe und schlug mit dem Bleistift den Takt dazu.

„Ein schönes Lied", lobte er, als der Gesang zu Ende war.

„So ... Was hatte ich doch gleich gelesen?"

... In eine Mühle brachte man 450 Säcke Roggen ...

„Eintönig klingt das Glöckchen", ertönte da eine hohe Männerstimme.

„Soll es klingen", sagte Fedja. „Ich muß jetzt meine Aufgabe lösen. Wo war ich stehengeblieben?"

... Für ein Erholungsheim kaufte man 20 Decken und 135 Bettlaken für 256 Rubel. Wieviel Geld gab man für Decken und wieviel für Bettlaken aus ...

„Moment mal! Woher kommen denn die Decken und Laken? Das ist ja gar nicht die richtige Aufgabe! Wo ist sie nur? Aha, hier! In eine Mühle brachte man 450 Säcke Roggen ..."

„Noch immer tönt das Glöckchen ..."

„Schon wieder das Glöckchen!" seufzte Fedja. „... in jedem Sack wurde der Roggen gemahlen, wobei man aus 6 kg Mehl 5 kg Körner bekam ...

Ich bin völlig durcheinander!" stöhnte Fedja. „Man kann sich ja vor Glöckchen nicht mehr retten! ... Aus 6 kg Körnern bekam man 5 kg Mehl. Wieviel Lastautos brauchte man, um das gesamte Mehl zu transportieren ..."

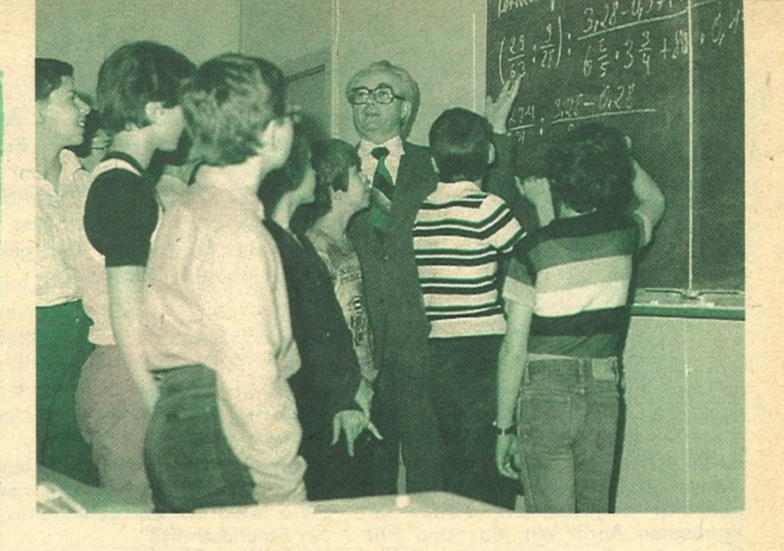
„Nicht zu zählen sind die
Diamanten,
nicht die Perlen in dem tiefen
Meer ..."

„Hier kommt man nicht einmal dazu, die Säcke mit Mehl zusammenzuzählen! Eine Strafe ist das!" schrie Fedja erbost. „Einundzwanzigmal habe ich die Aufgabe schon durchgelesen und nichts verstanden. Ich gehe am besten zu Juri und bitte ihn, mir zu helfen."

Sprach's, nahm sein Tagebuch, schaltete das Radio aus und ging zu seinem Freund Juri.

Aus dem Russischen übersetzt von Thea Woboditsch, gekürzt und bearbeitet
Zeichnung: Jana Ruika





Köpfchen, Köpfchen

Wenn Formelgewirr die Tafel bedeckt, wenn Zahlen scheinbar durcheinanderpurzeln, aber plötzlich eine richtige Reihenfolge annehmen, wenn die unterschiedlichsten Wege am Ende doch zu einem brauchbaren Ergebnis führen, vor allem aber, wenn unter einem bereits gezogenen Schlußstrich trotzdem eine sehr handfeste Lösung herauskommt – dann fühlen sich junge Berliner Mathematiker einfach „knobelwohl". Wir haben die angehenden „Mathespezis" an einem Donnerstag beobachtet in der „Kommode", dem bekannten Seminargebäude der Berliner Humboldt-Universität. Unseren neugierigen Fragen und dem Fotoapparat stellten sich: Stephan, Anne, Thomas, Claudia – die gesamte Hobby-Mathemannschaft aus Berliner 6. Klassen. Wir wurden unmittelbare Augen- und Ohrenzeugen, wie sie ihre ersten noch zaghaften Schritte auf dem Parkett der höheren Mathematik machten.

Die Luft über ihren Köpfen schien zu knistern beim Lösen der Aufgaben. Das Zucken von etlichen Geistesblitzen war nicht zu übersehen. Ist das vielleicht ein Wunder? Noch besser mathematisch denken zu lernen, erreicht man eben nur durch ständiges Üben und bereits solides Wissen. Ihre ersten erfolgreichen Spuren hinterließen die hier anwesenden jungen Mathematiker bereits in den Mathematikklubs ihrer Stadtbezirke, bevor sie Mitglieder der „Mathematischen Schülergesellschaft" der Humboldt-Universität wurden und ihre Ausweise bekamen. Neben dieser Schülergesellschaft für Mathematik gibt es noch eine für Physik, für Chemie und für Biologie.

Was jedoch wäre schon eine mathematische Schülergesellschaft ohne ihre an Jahren und Wissen erfahrenen Lehrmeister wie beispielsweise Herrn Mitulla.

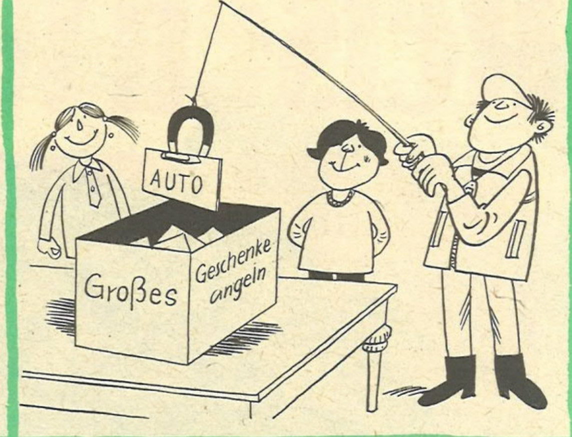
Ein Zahlenfuchs mit Leib und Seele

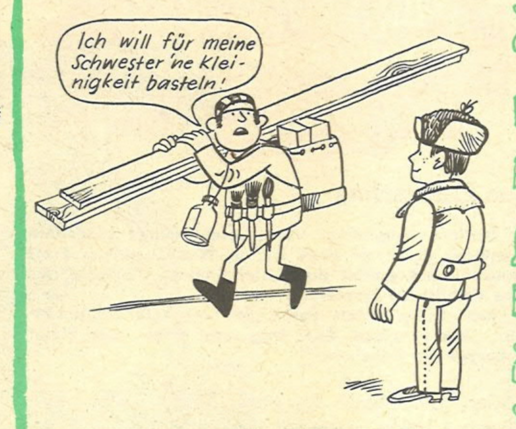
Daß ausgerechnet er sich der Mathematik verschrieben hat, war wohl die Schuld seines Lehrers. Er muß schon damals sein tiefes Gespür für die mathematischen Gesetze und seinen Kombinationsgeist gefühlt haben. Jedenfalls begeisterte er Herrn Mitulla für die durchaus nicht trockenen Zahlen. Herr Mitulla kam nicht mehr los davon, wurde selbst Lehrer für Mathematik. Etwas anderes kam für ihn nicht in Frage. Dreieck, Winkelmesser, Rechenstab – etliche Schülergenerationen haben von ihm gelernt, mit dem mathematischen Handwerkszeug perfekt umzugehen.

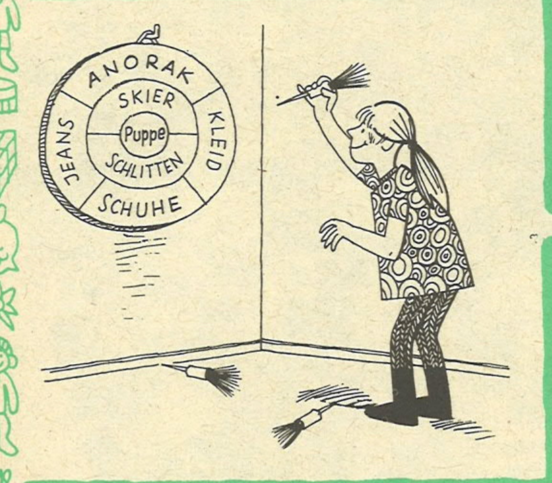
Abends nach den Unterrichtsvorbereitungen für den nächsten Tag studierte er selbst noch. Fünf lange Jahre. Abend für Abend, bis er endlich das Diplom eines Mathematikers in der Tasche hatte. Herr Mitulla ist ein drängender, ehrgeiziger Knobler. Ein moderner Adam Ries, der Spaß am Entwirren mathematischer Probleme hat. Diese seine Eigenschaften möchte er am liebsten über Nacht auch seinen Schützlingen beibringen. Doch Computer sind sie nicht, sondern lernen erst nach und nach, sich einem mathematischen Problem mit Ausdauer zu nähern. Ihre hartnäckige Art aber, wie sie einem Ergebnis auf der Spur bleiben, die führt direkt zu Mitulla. Hier ist bereits einiges von seinen Keimen aufgegangen und im stillen freut er sich mächtig darüber. Er spürt die wachsende Begeisterung bei seinen Schützlingen. Sie fordert aber auch ihn immer wieder heraus, sich etwas Neues einfallen zu lassen. Ein mathematisches Feuer muß lodern, wenn es die Schüler anstecken soll. Diese Formel ist in den elf Jahren seiner Zirkeltätigkeit erfolgreich aufgegangen. Die Mathematikolympiaden beweisen das. Durchweg schneiden die Mitglieder der Schülergesellschaft gut bis sehr gut dabei ab und einige starten sogar in der nächsthöheren Klassenstufe.

Edeltraud Kemnitz

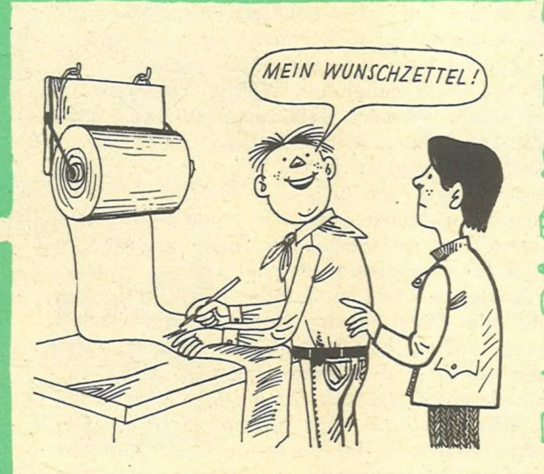
Foto: Urszula Porebska

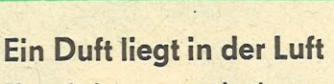






Zusammengebasteltes von Horst Schrade





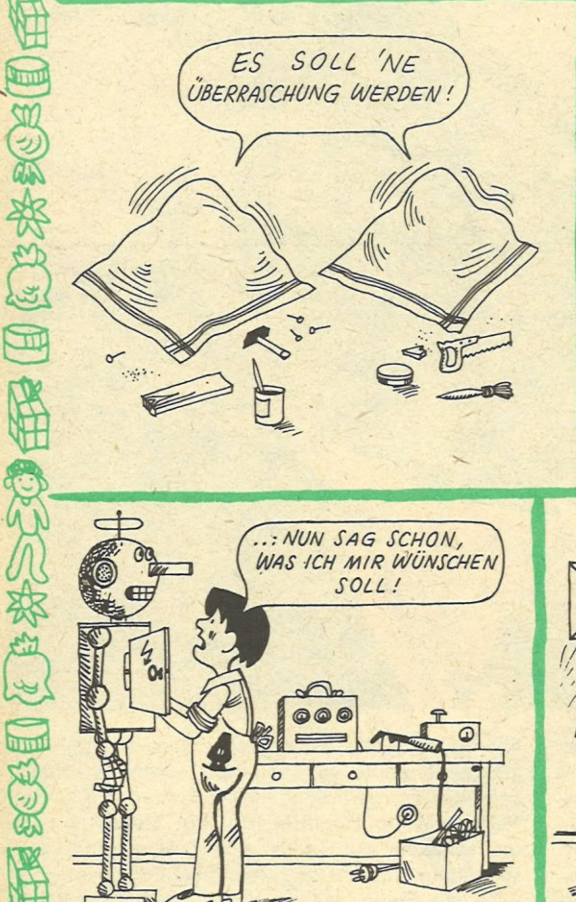
Ein Duft liegt in der Luft

Nun sind es nur noch ein paar Wochen,
dann beginnt das alte Spiel.
Die Weihnachtszeit ist angebrochen,
man wünscht sich wenig – oder viel! –
Es wird gebastelt und gehämmert,
gemalert und geklebt –
wenn dann der Winterabend dämmert,
wird Vorfreude ganz „toll“ erlebt!
Weil auch ich was schenken will,
(natürlich über'n Weihnachtsmann)
schweige ich solange still,
wie ich es nur ertragen kann!

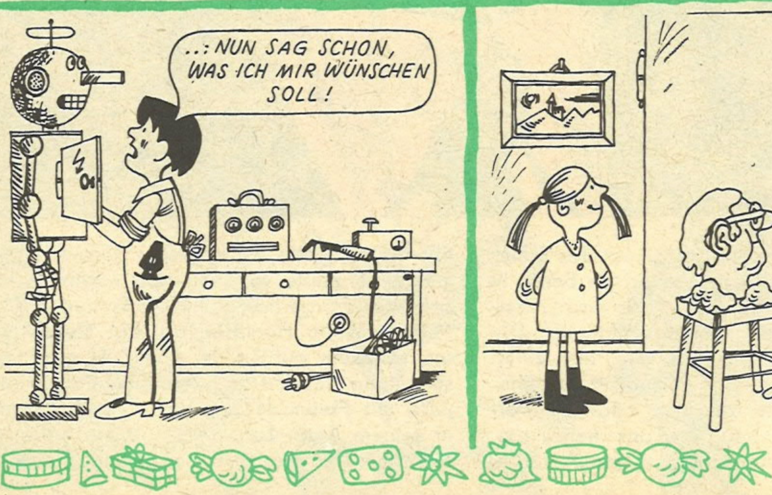


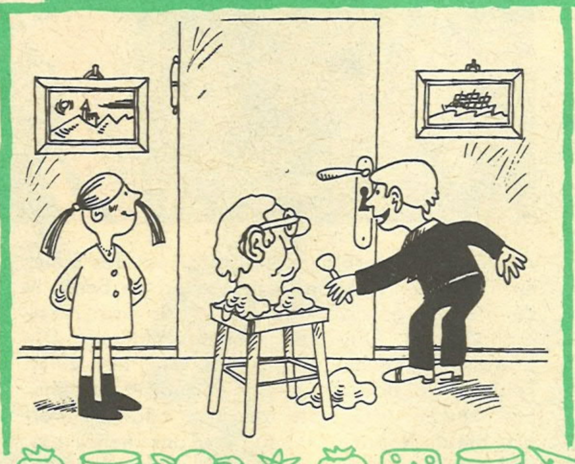
Nikolaus mit Haselnüssen,
Schlittschuhlaufen auf dem See,
nicht so früh „ins Bette“ müssen,
Weihnachtsmarkt – vielleicht auch
Schnee!
Das ganze Drumherum erleben,
das uns keine Ruhe läßt,
keinen Grund zum Ärger geben,
möglichst brav sein – bis zum Fest!

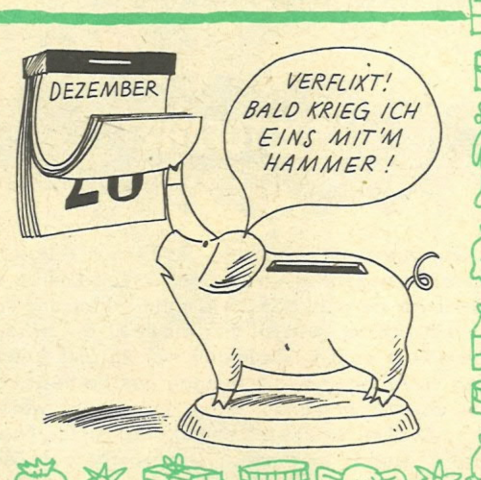
HANS-JOACHIM KÖNAU









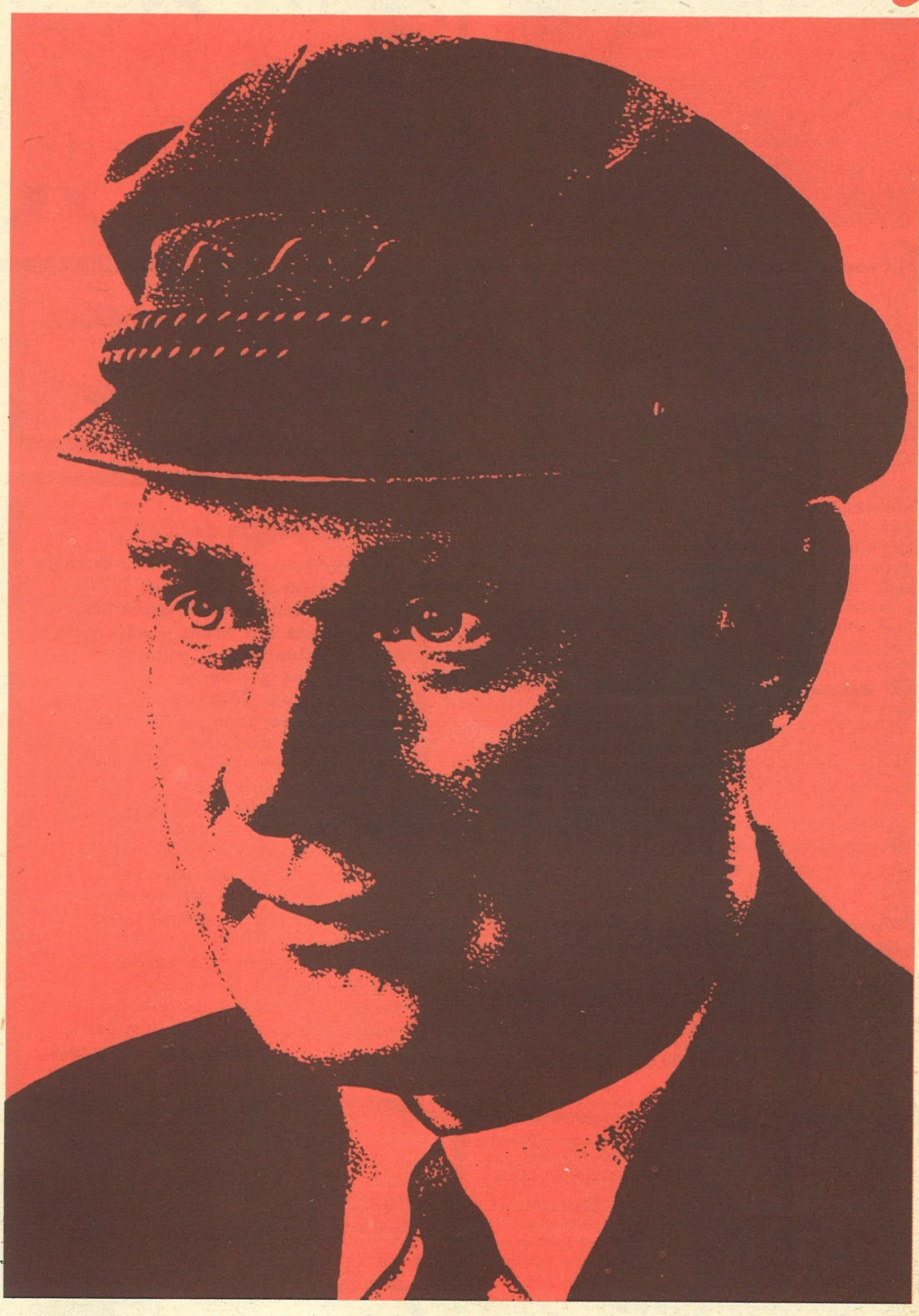


UNTERWEGS MIT PAPS UND »TEDDY«
5. Folge

Reisen wie Teddy

Zeno Zimmerling

Der Berliner Jungpionier Iljana erlebt einige besondere Ferientage. Ihr Vater führt sie an Wirkungsstätten Ernst Thälmanns und erzählt dabei viel Interessantes über das große Vorbild der Pioniere.
Die letzte Folge endete damit, daß der Vater ihr ankündigte: „Wir verreisen. Aber frag nicht wohin. Das bleibt bis morgen ein Geheimnis."



In aller Frühe weckt der Vater Iljana. „Wach auf, Liebling, ‚Teddy' erwartet uns in Halle."
Nun ist das Geheimnis gelüftet.
„Wir reisen wie Ernst Thälmann – mit der Bahn."
Der Zug ist nicht sehr voll. Iljana sitzt am Fenster, der Vater neben ihr. Wälder, Felder, Häuser, Wege, Wiesen, Telefonmaste, das ganze bunte Leben fliegt vorbei. Da kann sie lange zuschauen. Sie mag es. Dabei lauscht sie den Worten des Vaters, der ihr gerade erzählt, daß Ernst Thälmann nicht nur einmal in Halle weilte. Das erstemal kam er jedoch nicht aus Berlin, sondern aus seiner Heimatstadt Hamburg in die Stadt an der Saale. Das war im Oktober 1920. Da fand in Halle ein Parteitag der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands statt. Thälmann war einer der Delegierten und gehörte zur Parteimehrheit, die sich für die Vereinigung mit der KPD aussprach. Das geschah dann im Dezember 1920 in Berlin. So wurde Ernst Thälmann wie viele Zehntausende revolutionäre deutsche Arbeiter Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands. Wenige Jahre später, im Mai 1923, wurde er in die Zentrale der KPD gewählt, und ab 1. September 1925 stand er als ihr Vorsitzender an der Spitze der Partei.
„Paps", fragt Iljana, „ist denn Teddy genau so wie wir im Zug gefahren?"
„Ja", antwortet der Vater. „Und da er ein Abgeordneter des Deutschen Reichstages war, wie das Parlament damals hieß, hatte er sogar überall freie Fahrt. Das nutzte er, um seiner Partei Geld zu sparen. Die KPD empfing nicht wie die bürgerlichen Parteien irgendwelche Unterstützungsgelder von den kapitalistischen Fabrikherren. Sie hatte nur die Beiträge ihrer Mitglieder."
Später stellte die Partei ihrem Vorsitzenden aber doch ein Auto zur Verfügung. Da gibt es übrigens eine hübsche kleine Geschichte, die Thälmanns Fahrer, Walter Joswich, erzählte ..."

DIE AUTOFAHRT

Es war zuerst nicht einfach, Teddy zum Autofahren zu bewegen. Erst nach langer Zeit konnte er überzeugt werden, daß es für die Partei und für ihn nützlich ist, beweglicher zu sein, als es der Zugverkehr zuließ. Thälmann war ja viel unterwegs zu Arbeiterversammlungen und Parteisitzungen überall im Lande. Eines Tages also waren wir auf dem Weg nach Hamburg. Hinter Neuruppin stand an einer Straßenkreuzung ein Schild: Straße gesperrt! Ich fuhr trotzdem weiter. Teddy machte mich aufmerksam, ob ich das Schild nicht gesehen habe. Ich hatte jedoch in Berlin in der Zeitung gelesen, daß die Straße nach Hamburg frei sei. Aber bald kam das Malheur: Die Chaussee war aufgerissen, ich bog auf einen Feldweg ab, das Wetter war scheußlich, wir blieben stecken. Ich mußte aus dem nächsten Dorf ein Pferdegespann holen, das uns herauszog. Das passierte später dann noch einmal. Und zu allem Übel hatte ich zu wenig Benzin mitgenommen und mußte vor Hamburg nochmals tanken. Teddy war ärgerlich, denn wir kamen erst gegen Mitternacht in Hamburg an. Die Genossen hatten trotzdem auf Teddy gewartet, und die Versammlung fand statt. Anschließend saßen wir noch mit Freunden zusammen. Und nun machte er seinem Ärger Luft. „Als Kutscher habe ich immer gewußt, wieviel Hafer meine Pferde brau-

chen", sagte er, „und ich bin auch immer rechtzeitig angekommen. Aber jetzt muß ich Auto fahren, und mein Fahrer weiß nicht, wieviel Benzin es braucht!" – Was sollte ich sagen? Er hatte recht. Aber er wußte auch, daß ich die richtigen Lehren ziehen würde, und am nächsten Morgen war alles wieder in Ordnung. Teddy hat nie eine Sache nachgetragen.

Die Bremsen quietschen, die Bahn verlangsamt ihre Fahrt, wenige Minuten noch, dann sind sie am Ziel: Halle/Saale.

Im Gewühl der Reisenden verlassen sie den Hauptbahnhof und gelangen kurz darauf zum ersten Reiseziel.

JAHRESZAHLEN ERZÄHLEN

„Das ist der Thälmannplatz", sagt der Vater, „den haben Halles Arbeiter geschaffen." Iljana erfährt, daß Antifaschisten aus Halle dem damaligen Riebeckplatz, der im Krieg völlig zerstört war, 1945 den Namen Ernst Thälmanns gaben.

Und der Vater führt sie hier zu den steinernen Fäusten.

Das „Fäustemonument" nennen die Hallenser dieses Denkmal. Die Jahreszahlen an ihm kennzeichnen Kämpfe und Siege der Arbeiterklasse. „Da!" Iljana streckt ihren Arm in die Höhe „1949 – da wurde unsere DDR gegründet." Der Vater legt seine Hand auf ihre Schulter und zieht das Mädchen zu sich heran. „Damals", sagt er, „wurde mit der DDR deutsches Land zum erstenmal auch wirklich das Vaterland der Arbeiter. Damit haben die Arbeiter und alle Werktätigen unseres Landes ein Vermächtnis Ernst Thälmanns erfüllt, der über Deutschland einmal sagte: *‚Unser Vaterland wird es erst dann sein, wenn von den Giebeln die Fahnen des siegreichen Sozialismus wehen werden.*

Und da: 1917 – Sieg der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Ernst Thälmann schrieb über diesen großen Sieg der russischen Arbeiter und Bauern unter der Führung der Partei Lenins: *‚Zum ersten Male hat das Proletariat am 7. November 1917 nicht nur eine weltgeschichtliche Sekunde lang, sondern für die Dauer die Macht ergriffen. Zum ersten Male hat das Proletariat nicht nur eine Schlacht, sondern einen ganzen Krieg, den schwersten, grausamsten, opferreichsten Krieg gegen die Ausbeuter der ganzen Welt gewonnen. Der 7. November 1917 ist der Beginn des größten Umschwungs in der Geschichte der Menschheit. Heute gibt es keine bedeutsame politische Erscheinung in der Welt, die nicht durch die Existenz der Sowjetunion beeinflußt wird.'*

Wie Thälmann es vorausgesagt hat, genauso ist es geworden. Ein Jahr nach dem Roten Oktober, dort siehst du die Zahl 1918, verjagten deutsche Arbeiter und Soldaten in der Novemberrevolution den Kaiser und erzwangen die Errichtung einer Republik, die aber durch Verrat kein Arbeiter- und Bauernstaat wurde. In jener revolutionären Zeit hat Ernst Thälmann, der als Soldat in den ersten Weltkrieg gezwungen wurde, die Kriegsfront verlassen und ist nach Hamburg zurückgekehrt, wo er an den revolutionären Kämpfen teilnahm.

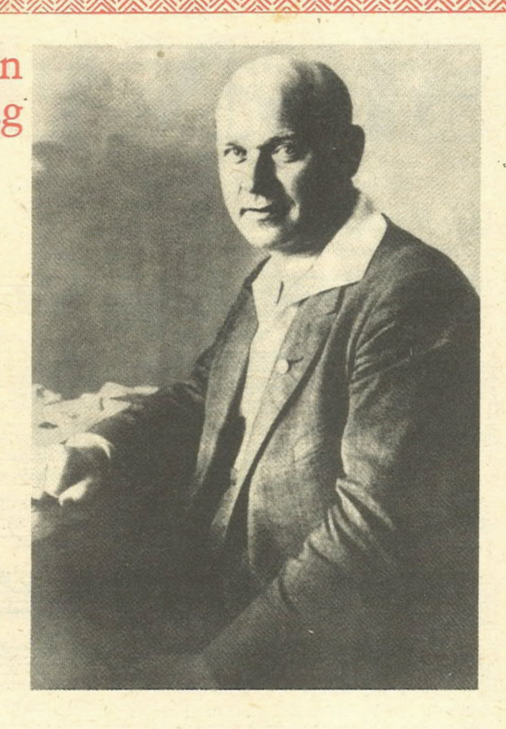
Und hier ist die Jahreszahl 1925. Sie hat uns vor allem nach Halle gezogen."

Das Mädchen erwartet nun eine weitere Geschichte. Statt dessen aber kündigt ihr Paps an, daß sie nun mit der Straßenbahn, Linie 7, zum „Volkspark" fahren.

Fortsetzung folgt

Repro: Verlag für Agitation und Anschauungsmittel

Am 16. April 1986 feiern wir den 100. Geburtstag unseres Ernst Thälmann. Festliche Mitgliederversammlungen im Dezember geben den Startschuß dafür. Du bist, wie alle Pioniere, mitten in der Festvorbereitung, und natürlich beschäftigt dich jetzt besonders seine Biographie.



Du

weißt, daß Ernst Thälmann das Morden des ersten Weltkrieges im Schützengraben erlebte. Seit dieser Zeit haßte er den Krieg und kämpfte für den Frieden.

Du

kennst seinen Kampf für ein besseres Leben der arbeitenden Menschen und ihrer Kinder. Er wollte, daß alle Kinder glücklich leben, satt zu essen haben, lernen können, gut wohnen und sich kleiden können. Teddy kämpfte mit Millionen und aber Millionen Arbeitern, Bauern und anderen Werktätigen für die Befreiung vom Joch des Kapitalismus gegen die Ausbeutung der Ausbeuter, der Kapitalisten und Großgrundbesitzer.

Du

hast gelesen, wie sich Ernst Thälmann für eine starke revolutionäre Massenpartei der Arbeiter einsetzte und fest an die Kraft des Proletariats glaubte. Selbst nach jahrelanger Kerkerhaft sagte er: „Der Sieg wird uns gehören!" Arbeiter und Bauern sollten die Macht ausüben und nach dem Beispiel der Sowjetunion auch auf deutschem Boden für einen schnellen wirtschaftlichen und kulturellen Aufstieg im Sozialismus wirken. Im Sozialismus sah Teddy die einzige Macht, die eine Politik des Friedens betreibt und die die größten sozialen, kulturellen und politischen Errungenschaften für die Werktätigen ausbaut und sichert.

Du

achtest sein Vermächtnis, weil du stolz bist, Thälmannpionier zu sein. Die Faschisten haben Teddy heimtückisch ermordet. Aber sein Name, sein Werk lebt durch dein Lernen, deine Taten zur Stärkung unserer sozialistischen Heimat, der DDR, und zur Sicherung des Friedens.

„Frösi" erteilt dir zu Teddys Geburtstag das Wort.
Gratuliere ihm zu seinem 100. Geburtstag! Schreibe ihm einen Brief, der so beginnt:

Lieber Teddy!

Briefinhalt: So leben, lernen und arbeiten wir!

Berichte

ihm von unserem Leben in der Deutschen Demokratischen Republik. Zeige ihm, wie unter der Führung der Partei der Arbeiterklasse sich sein Vermächtnis verwirklichte.

Schildere

ihm, wie du lernst und arbeitest, welche Erlebnisse sich mit seinem Namen verbinden.

Erzähle

ihm von deiner Familie, deiner Schule, der Pioniergruppe, eurem Patenbetrieb, vom Thälmannappell im Ferienlager, von Begegnungen mit seinen Kampfgefährten, tapferen Antifaschisten, von deiner tätigen Freundschaft zur Sowjetunion, von der neuen Wohnung, von Solidaritätstaten oder den Helden der Arbeit unserer Tage.

Viele Briefe an Teddy wird „Frösi" im April 1986, direkt zu seinem Geburtstag, veröffentlichen.

Alle Briefe der „Frösi"-Leser werden zu Büchern gebunden und der Tochter Ernst Thälmanns, Irma Gabel-Thälmann, auf einer „Frösi"-Geburtstagsfeier für Teddy übergeben.

Einsendeschluß: 2. Januar 1986.
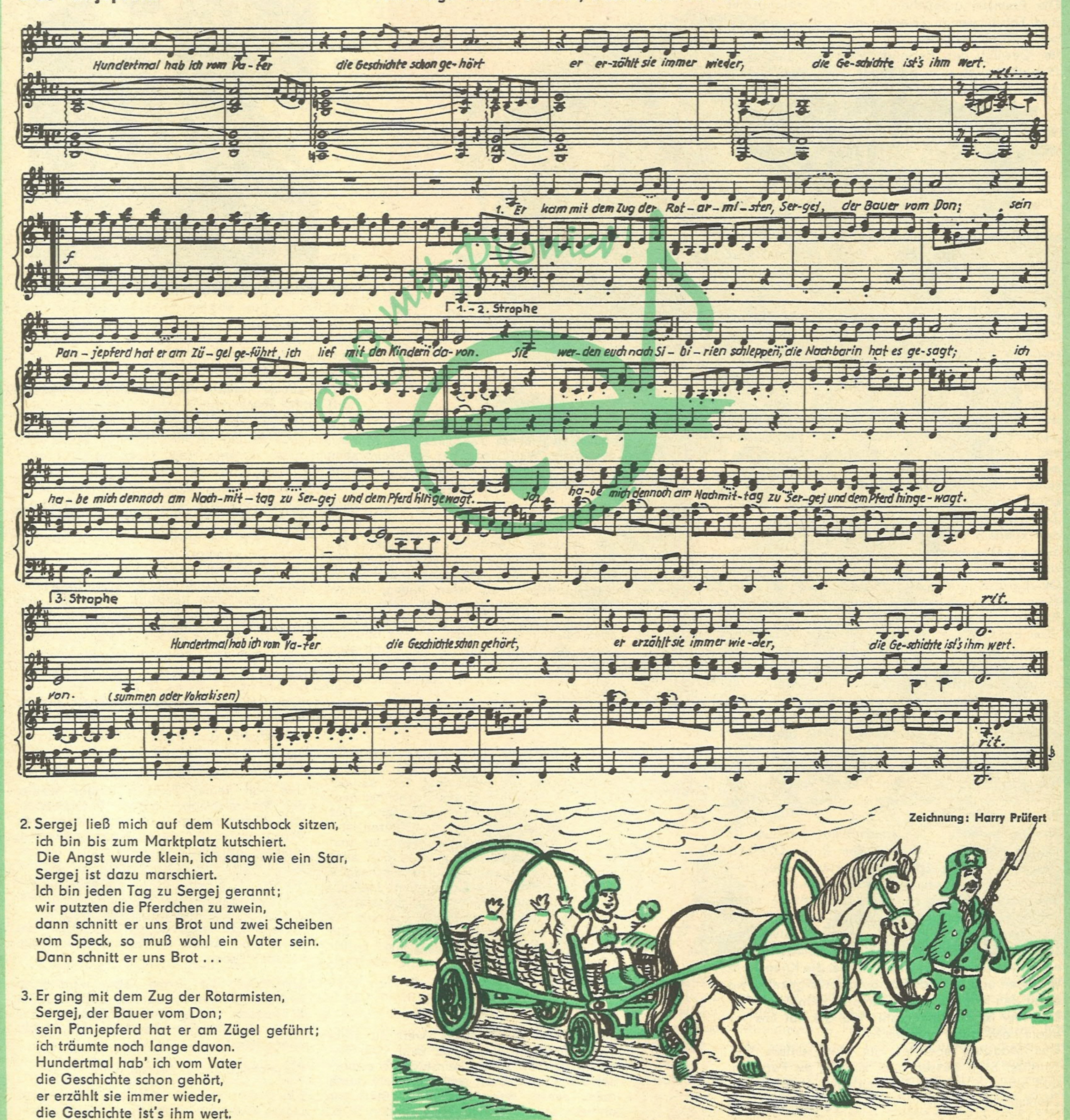
100 Briefeschreiber erhalten Bücher mit einer Widmung von Irma Gabel-Thälmann.

SIGNAL

Vormerken bitte! Am Sonntag, dem 15. Dezember 1985, 10.00 Uhr, wird im 1. Programm des Fernsehens der DDR zum 4. „Signal“ dieses Jahres geblasen, gesungen und getanzt. Die „Signal“-Fernseh- und „Frösi“-Singemannschaft und natürlich alle Aktiven dieser Sendung stellen euch Lieder vor, mit denen ihr fröhlich in das Jahr 1986 hineinsingen könnt. Da wäre zum Bespiel:

Das Panjepferd

Text: Helga Glöckner-Neubert, Musik: Gottfried Glöckner



Zeichnung: Harry Prüfert

2. Sergej ließ mich auf dem Kutschbock sitzen,
ich bin bis zum Marktplatz kutschiert.
Die Angst wurde klein, ich sang wie ein Star,
Sergej ist dazu marschiert.
Ich bin jeden Tag zu Sergej gerannt;
wir putzten die Pferdchen zu zwein,
dann schnitt er uns Brot und zwei Scheiben
vom Speck, so muß wohl ein Vater sein.
Dann schnitt er uns Brot . . .

3. Er ging mit dem Zug der Rotarmisten,
Sergej, der Bauer vom Don;
sein Panjepferd hat er am Zügel geführt;
ich träumte noch lange davon.
Hundertmal hab' ich vom Vater
die Geschichte schon gehört,
er erzählt sie immer wieder,
die Geschichte ist's ihm wert.

Kein Grund zum Angeben, Tulli!

ACHIM ELIAS

Am Nachmittag hatte die 5a vorm Bauzaun gesessen, Zeichenblöcke auf den Knien. Am Boden, neben den Stühlen, Wassergläser und Farbentöpfchen. Die Kinder hatten hinaufgeschaut, hoch am Gerüst, wo in schwindelnder Höhe Heino und seine Brigade eine Arbeitsplattform bauten, damit nun endlich, da Mauern und Pfeiler der Turnhalle aufgerichtet worden waren, auch das Dach fertig wurde.
Die Männer hantierten dort oben so furchtlos, als stünden sie zu ebener, auf sicherer Erde. Sie paßten lange Stangen zueinander, drehten, wendeten sie hin und her. Manchmal beugten sie sich dabei noch über das Gerüst hinaus und standen doch nur auf kaum armstarken Rohren. Der jähe Steilabfall schreckte sie nicht, auch nicht die schwindelnde Höhe und die dürftigen Stützen für Hände und Füße waren ihnen vertrauter und verläßlicher Halt.
Tulli hatte gemalt, was er sah, was nur er sehen konnte: Die Männer der Brigade glichen den mutigen Hochseilartisten neulich im Zirkus, und weil er sich zu denen nur so ein bißchen hatte hinaufträumen können, malte er sich jetzt einfach mit auf das Bild. Wie die Bauleute da oben fürchtete er sich nicht – er hielt ein langes Brett in der Hand und reichte es Heino. Und damit jeder gleich sehen konnte, daß es niemand anderes als Tulli war, hatte er sich statt des Schutzhelms seine dickgefütterte Rennfahrerkappe aufgesetzt.
Auf dem Bild von Jean-Alexander stand das Gerüst nicht auf der Erde, sondern schwebte in der Luft, hochragend, noch über einem hohen Berg. Auf dessen Gipfel saßen ein maul- und augenaufsperrender Frosch und eine Ente, die war giftgrün.
Als Tulli auf Jean-Alexanders Bild schielte, stichelte er: „Die grüne Ente, das bist du, stimmt's?"
„Blödmann", zischte Jean-Alexander, „die Ente ist grün vor Neid, weil sie sich ärgert! Sie kann nicht, was Menschen können. Und der Frosch, der staunt..."
„So'n Quatsch", meinte Tulli, „'ner Ente ist es egal, ob die Menschen was bauen oder nicht. Die guckt höchstens mal hin, um nachzusehen, ob's dort was zu fressen gibt."
„Du verstehst gar nichts", erwiderte Jean-Alexander, „das ist doch Kunst. Es soll zeigen, daß wir den Tieren turmhoch überlegen sind."
„Wir?" höhnte Tulli, „zählst du dich etwa zu Heinos Männern dazu? Ich wette, du würdest dich nicht mal die erste Leiter hinauftrauen."
Sie hatten noch eine Weile hin- und hergestichelt, dabei sah Jean-Alexander, daß Tulli sich selber auf's Bild gemalt hatte. „Aber du würdest dich trauen, was?"
„Klar", meinte Tulli, „ist aber verboten."
„Ausrede, Ausrede!"
Der gibt keine Ruhe, dachte Tulli. Und dann sagte er: „Gut! Heute abend um sechs, wenn die Brigade weg ist. Aber du mußt auch mit rauf."
„Ich?" fragte Jean-Alexander erschrocken.
„Klar! Du hast es doch gesagt, daß wir den Tieren turmhoch überlegen sind. Oder du bist wirklich bloß 'ne grüne Ente."
„Aber ich meinte doch... Kunst... nur Kunst..."
„Ausrede!" sagte Tulli und freute sich. Er sah sich um, wollte wohl Katja heranrufen. Jean-Alexander aber hatte ihm in die Seite gestoßen und geflüstert: „Pst! Sei doch still, ich mach' ja mit."
Punkt sechs kam Tulli. Jean-Alexander war schon da. Damit es nicht auffiel, daß er sich an der Baustelle herumdrückte, hatte er sein Fahrrad auf den Lenker gestellt, lief umher, einen Schraubenschlüssel in der Hand, als hätte er hier irgend etwas verloren.
Tulli grinste: „Kommt keiner, jetzt nicht. Ist doch Fußball, Honolulu gegen Eisberg Eskimo oder so was. Da gucken alle."
„Trotzdem", flüsterte Jean-Alexander, „und wenn wir oben angekommen sind, müssen wir leise sein. Nicht ‚Hurra!' brüllen oder Jodeln, auch wenn wir ebenso stolz sind wie Bergsteiger, die einen ganz steilen Gipfel erklettert haben." Er schob seine Trainingsjacke hoch, darunter hatte er sich ein dünnes Seil ein paarmal um den Bauch gewickelt. „Hab' ich mitgebracht, für dich, wenn du vorkletterst. Ich sichere dich dann."
Tulli zeigte ihm einen Vogel. Gebückt lief er nun zum Gerüst, setzte sich dabei seine Rennfahrerkappe auf, zog den Riemen fest. Langsam kam Jean-Alexander nach.
„Traust dich wohl auf einmal nicht mehr?" fragte Tulli. Und als Jean-Alexander heran war: „So'n Seil fällt dir ein, aber hast du auch was für deine Rübe mit?"
Jean-Alexander schüttelte den Kopf. Da löste Tulli den Riemen der Schutzkappe, nahm sie eilig ab, tat entschieden: „Mit ohne was auf'm Kopp darf keiner rauf. Sagt Heino, und der ist Arbeitsschutz. Hättest ja dran denken können..."
Er wandte sich zum Gehen, holte tief Luft, es sah aus wie ein Aufatmen.
„Mit ohne was...", höhnte Jean-Alexander, „so'n Deutsch! Große Klappe und nichts dahinter. Ausrede! Hast bloß Angst gekriegt."
„Hab ich nicht", sagte Tulli, „was sein muß, muß sein."
„Mann! Kann uns doch jetzt gar nichts auf den Kopf fallen! Ist keiner mehr oben, dem ein Hammer aus der Hand rutscht oder 'n Stein. Wozu denn 'nen Helm oder so was?"
Tulli schwieg, war betroffen. Dann meinte er: „Na gut, sollst recht haben."
Sie gingen unter dem Gerüst entlang, spähten nach einer Leiter, die hier irgendwo sein mußte, denn die Männer waren ja zum Feierabend heruntergekommen. So furchtlos wie die oben hantierten, Halsbrecherisches taten sie nicht: Herunterspringen von der ersten Etage zum Beispiel. Doch die Leiter, die irgendwo sein mußte, war nirgendwo. „Hat Heino bestimmt abgenommen und weggeschlossen, damit's keinem einfällt, sich heimlich hier raufzuschleichen." Tulli kicherte. Dann zog er den Kopf zwischen die Schultern, als wollte er sagen: Hilft eben nichts. Ohne Leiter kommen wir nicht hoch.
Plötzlich jedoch sah er einen langen, dünnen Strick von irgendwo an der Rüstung herunterhängen. Solche Seile haben die Bauleute benutzt, um Stangen und Hölzer für die Arbeitsplattform hinaufzuziehen. Irgendeiner vergaß dann wohl, ihn abzubinden. Tulli dachte noch einen Augenblick nach, dann sagte er: „Da, das Seil! Wir ziehen uns bis zur ersten Etage hoch, nachher geht's leichter." Und als er sah, daß Jean-Alexander erschrak, setzte er



hinzu: „So wie es die Zirkusartisten gemacht hatten. Ich zeig's dir."
Jean-Alexander schüttelte den Kopf: „Über eine Leiter wär' ich gegangen. Aber an 'nem Strick hochhangeln, wie'n Affe, nee!"
„Aber du hast doch selber ein Seil mit?"
„War nur für den Notfall, zum Sichern", erklärte Jean-Alexander. „Vorhin hast du gesponnen, wir sind Bergsteiger und so..."
„Klar! Wenn man da oben sitzt, das ist doch wie auf'm Gipfel. Da ist man doch stolz. Ich hab' mir das so schön vorgestellt..." „Wenn man dort sitzen will, muß man erstmal rauf", sagte Tulli scharf, „aber du redest ja nur davon."
„Ich trau' mich nicht", gab Jean-Alexander kleinlaut zu.
„Ich aber!" Tulli nahm das Seil in beide Hände, zog prüfend daran, paar kurze, kräftige Rucke. Es hielt. Und der Knoten irgendwo oben, der konnte sich gar nicht lösen: Heino duldete keinen Pfusch. Dennoch, Tulli hängte sich probeweise mit seinem ganzen Körper an das Seil. Hin und her schaukelte er, baumelte, pendelte. Geschickt drehte er sich dabei an den Stangen vorbei, stieß sich, im rechten Augenblick, mit den Füßen ab, bekam neuen Schwung, schwang höher und höher.
„Laß doch den Quatsch!" rief Jean-Alexander. Aber als er Tullis Gesicht sah, bemerkte er, daß das Schaukeln und Pendeln und Abstoßen auf einmal kein Spaß war. Angestrengt mühte sich Tulli, noch mehr Schwung zu bekommen, noch achtsamer sauste er an den Stangen vorbei. Sein Körper hing nicht mehr einfach so als Gewicht an dem Seil, sondern war nun eine gespannte Feder. Höher und höher, Schwung auf Schwung.
Da riß das Seil.
Tulli fiel, lang ausgestreckt, platt auf den Bauch. Da lag er und rührte sich nicht.
Jean-Alexander war erschrocken. Er bückte sich zaghaft, ganz weiß im Gesicht, fragte er leise: „Tut dir was weh?"
Tulli antwortete nicht. Langsam drückte er sich hoch, erst auf die Ellenbogen, dann auf die Knie. Den Kopf aber hielt er gesenkt. Noch einmal fragte Jean-Alexander: „Ist was passiert?"
„Klar", meinte Tulli, war ärgerlich. „Hast ja alles gesehen: bin hingeklatscht, mit'm Kopf auf's Gesicht!"
„Und warum hast du jetzt 'ne Stinkwut?" fragte Jean-Alexander.
„Weil ich jetzt zu Heino gehen und ihm alles sagen muß." Er stiefelte los.
„Mann! Mach das nicht." Jean-Alexander hielt Tulli zurück. „Ich sag's auch keinem, niemanden, großes Pionierehrenwort!"
„Ich muß es", meinte Tulli. „Stell dir vor, die hätten morgen an den Strick was rangebunden, irgendwas..."
Tulli riß sich los, rannte. Erst langsam, dann immer schneller, lief Jean-Alexander ihm nach.

Zeichnung: Christine Klemke

MANJA VOR DER LINSE



Manja traf ich im Tierpark. Schon am Eingang war sie mir aufgefallen, und so verbrachten wir fast den ganzen Tag zwischen Löwen und Elefanten, Affen und Kamelen gemeinsam. Bei unserem Abschied versprach ich, ihr ein Erinnerungsfoto zu schicken.

Theoretisch ist alles ganz einfach: Lichtverhältnisse beachten, die richtige Entfernung einhalten, einen geeigneten Hintergrund wählen ... aber praktisch?!

Nun plagt mich die Qual der Wahl: Welches ist das gelungenste Foto? Manche scheinen mir nämlich aus fotografischer Sicht nicht ganz „astrein" zu sein.

Helft mir bitte. Nennt mir das Foto, das ihr Manja schicken würdet und begründet kurz, weshalb ihr euch dafür entschieden habt.

Wenn ihr wollt, dann schickt mir auch ein selbstgemachtes Erinnerungsfoto mit.

Meine Adresse: Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Klick 1. Einsendeschluß ist der 31. Dezember 1985 und als Preise habe ich Fotozubehör für euch bereitgelegt.

Fotos: Werner Popp, Zeichnung: Jürgen Günther

Punkt für Punkt



Steffen lehnt sich ins weiche Polster. Eigentlich möchte er die Augen schließen, um sich ganz der Musik hinzugeben, doch die optischen Reize sind zu stark. Die Kollegen vom Bau haben exzellent gearbeitet, das Können der Stukkateure ist unübertrefflich, das der Maler nicht minder. Steffen Stegert ist überzeugt: So vorzüglich hat die Semperoper wohl kaum ausgesehen, bevor im Februar 1945 die Flammen ihr Inneres fraßen. Nicht zu reden von der modernen Technik, denkt der Mittzwanziger, und er wächst ein wenig in seinem Sessel. Die beiden Portaltürme, dem Auge des Zuschauers links und rechts der Bühne hinter Vorbauten verborgen, sind randvoll mit Teilen aus dem Dresdner VEB Robotron-Meßelektronik „Otto Schön", genauer gesagt: mit Steffens Arbeit. Von dort werden „Untermaschine" und „Obermaschine" gesteuert, wie die Hebevorrichtungen für die einzelnen Spielflächen und die Lastenaufzüge heißen, mit ihnen wird die Helligkeit der 720 Scheinwerfer reguliert und vieles andere mehr ...

Vor drei Jahren suchte die Technische Hochschule Ilmenau einen Partner für diesen Auftrag „Semperoper", und Steffen, seit kurzem FDJ-Sekretär in einer Jugendbrigade, hob die Hand: Wir sind dabei! (Unter uns gesagt: Die Jugendbrigade kämpfte gerade um den Ehrennamen „Karl Marx" und griff die Chance beim Schopfe, mit einem aufsehenerregenden Jugendobjekt sich ihres Vorbildes würdig zu erweisen. Der Wahrheit halber muß allerdings angemerkt werden, daß die FDJler etwa eine Woche miteinander stritten, ehe sie sich zu diesem Entschluß durchrangen: Es ging schließlich um zusätzliche Arbeit, und nicht jeder war gleich bereit, auf freie Wochenenden zu verzichten. Steffen hatte aber in geduldigen Gesprächen alle überzeugen können.)

Nach einem Vierteljahr – fast einen Monat früher als geplant – waren die Leiterplatten bestückt und der Auftrag mit Bravour erfüllt. Der Stolz ließ allen aus der Jugendbrigade ein wenig den Kamm schwellen, besonders jenen, die zuvor Dutzende Einwände vorgebracht hatten. Darüber schmunzelte der FDJ-Sekretär nur. Die Brigade erhielt den Ehrennamen und Steffen eine Einladung zu einem Gespräch beim Meister. Der marschierte, wie es so seine Art ist, gleich aufs Ziel los.

„Mich würde mal interessieren", sagte er gedehnt und blickte Steffen neugierig ins Gesicht, „weshalb du noch nicht Genosse bist?"

Der junge Elektronikfacharbeiter zuckte mit der Schulter. Als er noch Ökonomie an der Technischen Universität studierte, hatte niemand ihn derart direkt gefragt. Dann brach er das Studium ab, weil ihn die Mikroelektronik reizte; er wollte lieber basteln und erfinden, statt Referate auszuwerten und Statistiken zu erstellen. Er fing bei ROBOTRON an, lernte und kümmerte sich um berufliche Dinge. In dieser Angelegenheit war noch keiner bei ihm gewesen.

„Komm, komm", warf der bejahrte Meister ein. „Du bist doch nicht auf den Kopf gefallen. Das kauf ich dir nicht ab, daß du noch nie darüber nachgedacht haben willst. Du leistest eine gute Arbeit als FDJ-Sekretär – ist das vielleicht keine Politik?"

Steffen druckste. „Schon." Nach einigem Zögern aber, ermutigt durch die freundlichen Blicke des Meisters, ließ er die Katze aus dem Sack. „Wenn ich in der SED bin, betrachten mich alle kritischer. Überziehe ich jetzt einmal die Frühstückspause, bekomme ich bestenfalls zu hören: Na, trödle nicht so. Damit hat es sich. Aber als Genosse heißt es: Ah, die Partei verlängert die Pausen – und schon bleiben auch die anderen sitzen, weil ja die Partei die führende Rolle hat, wie alle wissen. Und danach richten sich die anderen. Oder wenn in der Brigade diskutiert wird und ich weiß jetzt etwas nicht, kann ich unbeschadet meine Lücken zeigen. Als Genosse geht das nicht mehr. Da muß ich auf jede Frage eine Antwort parat haben." Steffen schaute nachdenklich auf seine Finger, als suchte er dort die eleganteste Erklärung. „Kurz und gut: Immer Vorbild zu sein, das ist mir zu anstrengend!"

Der Meister hatte aufmerksam zugehört, und Heiterkeit umspielte seine Mundwinkel. Dieses Argument war ihm nicht fremd, wenn er sich recht erinnerte, hat er es selbst einmal gebraucht, als ihn die Genossen fragten, damals. „Zunächst einmal: Deine Beobachtung ist richtig – und die Kollegen schauen kritisch auf uns. Das ist ihr gutes Recht und für uns eine ständige Verpflichtung, auch wirklich Vorbild zu sein. Kommunist zu sein, jawohl, ist eine ganz schön harte Aufgabe. Vorteile hast du davon wahrlich nicht – höchstens den, im Klassenkampf in der ersten Reihe stehen zu müssen. Das andere aber ist Quatsch: Du mußt zwar einen festen Klassenstandpunkt haben, aber nicht auf jede Frage sofort eine Antwort. Ein Genosse ist doch kein Computer, der alles weiß. Es ist besser zu erklären, du wirst dich erkundigen, als irgendwelches Zeug zu erzählen. Nicht auszuschließen, daß es sich später als falsch herausstellt. Nein, ehrlich mußt du sein, ehrlich und aufrichtig."

Der Grauhaarige griente über seinen Schreibtisch, Steffen griente zurück. „Da sind wir schon mitten in der Kandidatenschulung, was? Also, wie schaut es aus: Willst du oder willst du nicht?" Und der Meister fügte hinzu: „Aber enttäusche mich mit deiner Antwort nicht."

In Steffens Kopf fuhren die Gedanken Achterbahn. Selbstverständlich wollte er Mitglied der SED werden, das stand schon seit Jahren für ihn fest. Das war eine Partei, die nicht nur redete, sondern auch handelte. In der Geschichte kannte er sich ein wenig aus. In Deutschland hatte es nie zuvor jemals eine Partei gegeben, die das Punkt für Punkt später erfüllte, was sie in ihren Programmen und Wahlversprechungen erklärt hatte. Nicht so die SED. Bei der stimmten Worte und Taten überein. Sie hatte beschlossen, Wohnungen zu bauen – und es geschah. Ihre Politik – so hatte sie erklärt – sollte auf die stetige Hebung des Volkswohlstandes gerichtet sein – und zunehmend ging es allen besser. Sie hatte mehr als einmal betont, dafür zu sorgen, daß von deutschem Boden nie wieder Krieg ausgehe – und sie unternimmt alles, um eine weltweite Koalition der Vernunft zu schaffen, die eine nukleare Katastrophe abwenden kann. Steffen wollte als Mitglied dieser Partei seinen Teil dazu beitragen, damit dies so weitergehe – auch wenn das für ihn mit zusätzlichen Aufgaben und Verpflichtungen verbunden sein würde.

Er enttäuschte seinen Meister nicht und bat darum, in die SED als deren Kandidat aufgenommen zu werden ...

Kräftig setzt die Musik ein. Der Genosse Stegert, Mitglied der Jugendbrigade „Karl Marx", schreckt aus seinen Gedanken auf. Ach ja, Semperoper. Im nächsten Jahr wird er vielleicht kaum Zeit haben, hier häufig hereinzuschauen. Der Meisterlehrgang dürfte vermutlich nicht nur Kraft kosten, wenn der Abschluß sehr gut sein soll. Halbe Sachen liebt Steffen Stegert nicht. Er berührt lächelnd die Hand seiner Frau. Aber danach. Schließlich muß er doch sehen, ob seine Technik funktioniert.

Frank Schumann

Foto: Hans-Jürgen Horn



Steffen Stegert (2. v. r.) auf der MMM 1985 in Dresden



Könnt ihr euch vorstellen, daß ein Schiff oder ein Turm versetzt wird, aber nicht auf Rädern transportiert oder mit einem Kran angehoben wird, sondern auf Luft schwebend über die Erde wandert? Und das Haus, das Schiff oder der Turm sind so schwer wie mindestens fünf große Dampflokomotiven? Ihr könnt es glauben, es geht.
Ein solches Wandelhaus, ein 30 Meter hohes Industriegebäude mit allen Maschinen drin, mit Dach, Außenwänden und Fenstern gibt es in einer Kokerei. Es mußte über eine Entfernung von 40 Metern wandern, dabei einmal um die Ecke, bis es dort ankam, wo es einmal stehen sollte. Warum, werdet ihr fragen, baute man es nicht gleich an der richtigen Stelle auf? Ganz einfach: Dort, wo es einmal stehen sollte, war kein Platz für Baukräne, Baumaterial und für die Zufahrt der Baufahrzeuge, weil überall Gleise lagen, auf denen Tag und Nacht Eisenbahnwaggons mit Koks beladen fuhren. Und da konnte man doch nicht über Monate die Gleise sperren. Also errichteten die Bauleute das Haus neben den Gleisanlagen.
Als das Gebäude fertig war, ist es in nur acht Minuten über die Gleise hinweg zu seinem endgültigen Standort gewandert und zwar auf Luft schwebend. Der Volkswirtschaft hat das großen Nutzen gebracht.
Auch Türme können auf Luft wandern. Unser Bild zeigt einen Chemieturm, einen sogenannten Hydrospaltreaktor. Ganz einfach ist das natürlich nicht. Versucht doch einmal einen Bleistift, den ihr mit der Spitze nach oben auf den Tisch stellt, am unteren Ende mit dem Finger zu verschieben, aber so, daß er nicht umfällt. Wie funktioniert das alles?
Es gibt da eine neue Technik, die von Spezialisten der Bauakademie der DDR ausgedacht und gebaut und schon viele Male mit großem Nutzen bei uns und im Ausland eingesetzt wurde. Sie gibt es noch in keinem anderen Land.
Der wichtigste Teil dieser neuen Technik ist eine runde, hohle Stahlplatte mit einem Durchmesser von einem Meter. Wir nennen sie Tragplatte. In diese Platte wird mit sehr hohem Druck Luft gepreßt, und weil ein besonderer fester Gummiring sie nicht rausläßt, hebt sich die Tragplatte auf dem dadurch entstehenden Luftpolster vom Boden ab, und die auf ihr liegende schwere Last schwebt einige Zentimeter über der Erde. Und wenn etwas schwebt, also keine Bodenberührung hat, das wißt ihr, kann man es mit sehr wenig Kraftaufwand horizontal verschieben. Zum Beispiel mit einer Seilwinde. Das ist das ganze Geheimnis. Und damit das Haus oder der Turm nicht umfallen können, wenn sie schweben, sind über den Tragplatten Hydraulikzylinder angebracht, mit denen man die Höhe so regulieren kann, daß die Transportobjekte immer senkrecht stehen. Außerdem braucht man dazu noch eine einigermaßen ebene Gleitfläche, besonders auf Baustellen, weil unsere Technik kein Känguruh ist, das mit vollem Beutel über Löcher und Hügel im Gelände springen kann. Wir verwenden dafür unsere Stahlgleitbahnen oder vorhandene ebene Betonflächen.
Zwei Beispiele habe ich euch beschrieben. Es können aber auch Fördertürme, Eisenbahnkräne, Transformatoren und Brücken so versetzt werden. Auch Schiffe, die länger gemacht werden sollen, damit sie mehr Passagiere und Güter befördern können und zu diesem Zweck in zwei Hälften geschnitten werden, um ein neues Schiffsteil einzufügen, werden so versetzt. Und wir sind dabei, noch weitere Anwendungsmöglichkeiten dieser neuen Technik zu erschließen.
Den Namen für diese Technik habe ich mir bis zum Schluß aufgehoben: „FLUID-transport-SYSTEM". Sicher ein komplizierter Name, aber schon in vielen Ländern bekannt. Er ist neu und steht nicht im Lexikon. Es ist ja auch erst drei Jahre her, seit wir diese Technik mit dieser Leistungsfähigkeit entwickelt und gleich in der Praxis erprobt und angewendet haben. Denn oberstes Gebot für Forscher und Entwickler muß sein: wissenschaftlich-technische Spitzenleistungen in kürzester Zeit in die Praxis einzuführen. Das Wort „Fluid" steht im Lexikon. Es bedeutet vieles. Wir verstehen unter „Fluid" ein Medium, wie zum Beispiel Luft, Wasser oder Emulsionen, das sich zusammenpressen läßt und damit Widerstand gegen die pressende Kraft leistet. Und dadurch kann das Haus schweben.
Habt ihr einmal bemerkt, wie es beim Aufpumpen eines Fahrradreifens am Ende immer schwerer wird, die Luft in den Schlauch zu pressen? Da spürt ihr, wie zusammengedrückte Luft Kraft gegen eure Muskeln entwickeln kann. Etwa so ist das Wirkungsprinzip unserer Fluidtechnik.

Text: Dieter Marek
Zeichnung: Jochen Arfert



Glocken läuten zum Sturm

Am 28. November 1985 feiern wir den 165. Geburtstag von Friedrich Engels. Damit ehren wir einen aufrechten Kommunisten, den Mitbegründer der Wissenschaft der Arbeiterklasse, des Marxismus-Leninismus. Weitere Ereignisse aus dem Leben dieses Führers und Kämpfers der Arbeiterklasse schildert euch hier Dr. Wolfgang Uebel.

•

Anfang Mai 1849 haben in der bayrischen Rheinpfalz revolutionäre Demokraten die Regierung gestürzt und eine Revolutionsarmee geschaffen.

Am 13. Mai brach in der Festung Rastatt in Baden ein Aufstand aus. Die Soldaten verjagten verhaßte Offiziere und verbrüderten sich mit der Bevölkerung. Eine kleinbürgerliche Regierung wurde gebildet. Der Großherzog floh. Die gesamte badische Armee aber ging zu den Revolutionären über.

Im rheinischen Industriegebiet dagegen war die Revolution verloren. Das ist die Lage, als Friedrich Engels wieder in Köln eintrifft.

„Du kommst im rechten Augenblick!" empfängt Karl Marx seinen Kampfgefährten. „Wir sind gerade dabei, die letzte Nummer unserer Zeitung fertigzustellen. Schreib schnell noch einen Beitrag! Mich haben die Preußen des Landes verwiesen. Aber du bleibst auch nicht ungeschoren." Mit diesen Worten drückt er Engels ein Blatt Papier in die Hand. „Steckbrief" steht darüber.

„Polizeilich gesucht wird der flüchtige Friedrich Engels. Alter 26–28 Jahre, Größe fünf Fuß sechs Zoll, Haare blond, Augen blau, Bart rötlich, Gesicht oval, Gestalt schlank. Besondere Kennzeichen: spricht sehr rasch und ist kurzsichtig."

Als am nächsten Tag in Köln die rot gedruckte Abschiedsnummer der „Neuen Rheinischen Zeitung" erscheint, sind Marx und Engels bereits unterwegs zu einem neuen Kampfplatz: nach Baden und der Rheinpfalz.

In Karlsruhe, der Hauptstadt Badens, begeben sich beide auf kürzestem Wege zum Schloß. Sie wollen den Leiter der Regierung, Rechtsanwalt Brentano, sprechen. Man läßt sie warten.

„Wie beim Großherzog!" bemerkt Marx spöttisch, als sie endlich vorgelassen werden.

Engels hatte einen umfassenden Plan für die militärische Weiterführung des Aufstandes ausgearbeitet, den er nun dem Regierungschef vorträgt.

Je länger aber Engels erklärt und Marx ergänzt, um so eisiger wird die Miene Brentanos. Er will keine rote Republik. Er antwortet deshalb: „Meine Herren! Wir haben gesiegt, das Bürgertum regiert! Es werden also weder Sie noch Ihre Pläne gebraucht!"

Zornig über diese feige, kurzsichtige und unentschlossene Haltung verlassen Marx und Engels das Schloß. Sie beschließen: Marx begibt sich nach Paris, wo französische Revolutionäre einen neuen Aufstand vorbereiten. Engels geht zurück in die Pfalz.

Es ist tiefe Nacht, als Friedrich Engels nach seinem Zwischenaufenthalt in Kaiserslautern beim Willichschen Freikorps eintrifft. Diese Freischar ist die hervorragendste der Revolutionsarmee und die einzige, die von einem Mitglied des Bundes der Kommunisten geführt wird.

Ihr Kommandeur, August Willich, blickt von der Landkarte auf: „Engels! Wo kommst du denn her? Herzlich willkommen! Bei uns bist du richtig! Du wirst hier viele Kommunisten und Bekannte treffen, zum Beispiel den jungen Wilhelm Liebknecht und unseren bewährten Genossen Josef Moll. Übrigens, wir sind die einzige Truppe, die unter der roten Fahne kämpft."

Bereits am nächsten Tag marschiert Friedrich Engels mit der Vorhut des Willichschen Freikorps nach Norden den Preußen entgegen. Siebenhundert Mann mit zwei Kanonen und einige badische Dragoner – alle zuverlässig und kampferprobt – schikken sich an, ein feindliches Armeekorps aufzuspüren.

Bald ist in der Ferne der Schein preußischer Wachtfeuer zu sehen. Plötzlich fallen Schüsse. Am Eingang eines am Wege liegenden Dorfes flammt ein helles Strohfeuer auf, die Glocke läutet Sturm. Da greifen die Freischärler an. Engels umgeht mit einer Handvoll Schützen das Dorf. Durch sein überlegtes Manöver werden die Preußen zur Flucht gezwungen.

Als Willich mit seinen Kämpfern nach harten Gefechten und anstrengenden Märschen in die Nähe von Karlsruhe gelangt, eilt der Regierungschef Brentano höchstpersönlich zum Freikorps. Er will es nicht in der Stadt einquartieren. Statt dessen dirigiert er es nach einem von Großbauern beherrschten Dorf um. Dort aber bietet man den Freischärlern nur widerwillig Essen, Trinken und Unterkunft an.

„Überlaß mir die Sache", sagt Engels zu Willich.

Im Morgengrauen gibt Engels den Befehl zum Aufbruch. Erschrocken begibt sich Brentano erneut zum Korps. „Nichts da!" tritt ihm Engels entgegen. „Wir fordern als Quartier einige leere Paläste geflohener Adliger, die Reparatur unserer Schuhe und Kleidung sowie für unsere Sensenkompanie Gewehre aus der Waffensammlung des Großherzogs!"

Als sich Brentano wiederum weigert, rücken die Revolutionssoldaten in die Stadt ein. Schwungvoll verwirklichen sie das, was Engels gefordert hat. Wenige Stunden später trifft die Nachricht ein, daß die Preußen von der Pfalz aus den Rhein überschreiten. Willich gibt sofort Alarm und wieder zieht das Freikorps in den Kampf.

Es wird stets an den Brennpunkten der Kämpfe eingesetzt und erhält die schwierigsten Aufträge. Friedrich Engels nimmt an allen seinen Gefechten und Unternehmen teil. Er erweist sich dabei als mutiger, tapferer Soldat und begabter militärischer Führer.

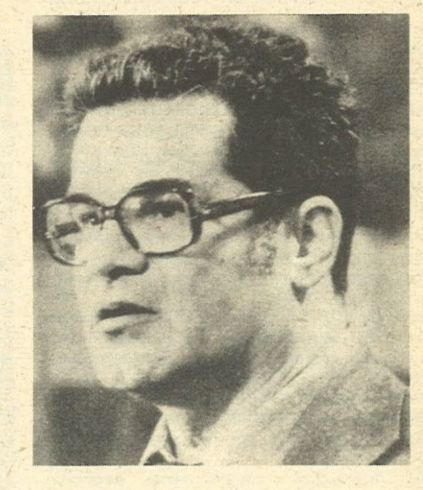
Zeichnung: Matthias Müller



Freundschaft bis zum Tode

Über meinen Freund Konrad Wolf

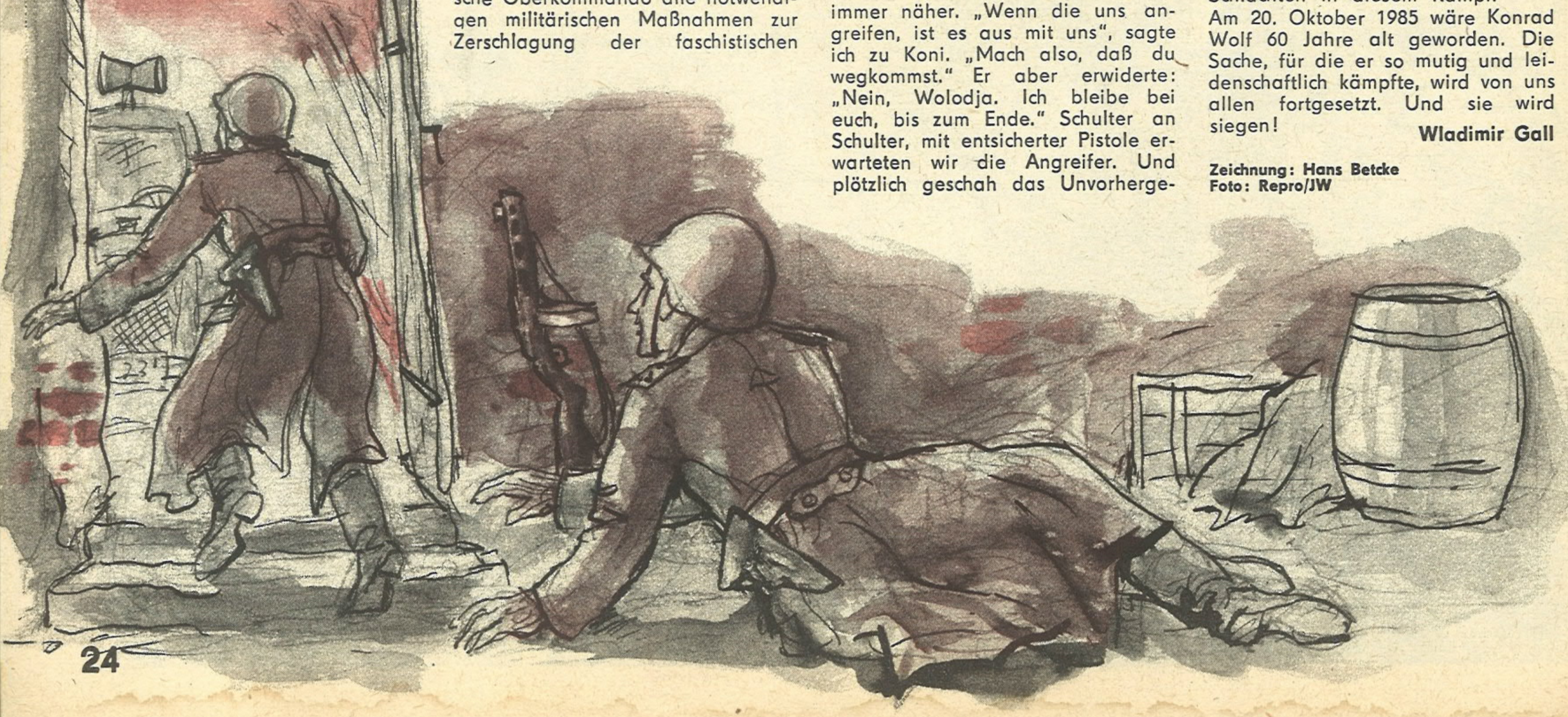
Jeder Mensch hat Freunde und unter diesen einen einzigen, seinen besten Freund fürs Leben. Für mich war das Konrad Wolf. Unsere Freundschaft dauerte fast vier Jahrzehnte, bis zu seinem Tode.
An unsere erste Begegnung erinnere ich mich so deutlich, als ob es gestern gewesen wäre. Man schrieb den 18. Juli 1944. An diesem Tag trat ich meinen Dienst in der Politabteilung der 47. Armee an. Wir befanden uns in der Westukraine, in einem kleinen Dorf bei Kowel, und bereits im Stab der Front hatte man mir gesagt: „Du wirst dort Konrad Wolf, den Sohn von Friedrich Wolf, kennenlernen."
Dann stand er vor mir: ein Leutnant der Sowjetarmee mit der Medaille für die Verteidigung des Kaukasus an der Brust. Hochaufgeschossen war er, noch nicht einmal 19 Jahre alt. Gleich mit dem ersten Händedruck schloß ich ihn in mein Herz. Koni war der jüngste unter uns, sowohl dienstgrad- als auch altersmäßig. Mit meinen sieben Jahren mehr empfand ich für ihn wie ein älterer Bruder. Konis Charaktereigenschaften – seine Bescheidenheit, Gewissenhaftigkeit, seine Pflichttreue und sein Mut – beeindruckten mich sehr.
Einmal geschah folgendes: An einem Abend, es war Mitte Februar 1945, fuhren Koni Wolf und ich mit unserem Lautsprecherwagen zum Kampfeinsatz. Die Hauptkampflinie verlief mitten durch eine Stadt. An einer Mauer stellten wir den Wagen ab und begaben uns in den Keller, der uns sicheren Schutz vor den Granaten zu bieten schien. Von dort aus begannen wir unsere Sendung. Zunächst wiederholte sich alles, woran wir schon gewöhnt waren. Während der Einleitungsmusik, wir spielten die Lieblingsschlager der deutschen Soldaten, herrschte eine tiefe Stille. Sobald wir aber aufriefen, den sinnlosen Widerstand zu beenden, setzte ein mörderisches Feuer ein. Alles lief also wie üblich ab und doch geschah bei diesem Einsatz etwas Ungewöhnliches. Zum Schluß der Sendung ließen wir, sozusagen als musikalische Umrahmung, einen anderen Schlager abspielen. Wir dachten, das Feuer würde nun eingestellt werden, aber nichts dergleichen geschah. Im Gegenteil, der Beschuß wurde immer stärker. Die Musik verriet unseren genauen Standort und die Geschosse explodierten immer näher. Die Wände und das Kellergewölbe begannen unter den Einschüssen zu erzittern. Jede Sekunde konnte ein Volltreffer den Keller zum Einsturz bringen. Der Plattenspieler im Wagen mußte augenblicklich abgestellt werden. Plötzlich sprang Koni auf, rannte die Treppe hinauf auf die Straße, stürzte zum Wagen und stellte den Lautsprecher ab. Die feindliche Artillerie verlor die Orientierung und stellte das Feuer ein. Koni hatte uns durch seine mutige Tat gerettet.
Am 3. Mai 1945 ließ mich der Chef der Politabteilung unserer Armee, Oberst Michail Kalaschnik, zu sich rufen. Er erzählte mir, daß versprengte faschistische Truppenteile den Versuch machten, aus Berlin nach dem Westen durchzubrechen. Selbstverständlich traf das sowjetische Oberkommando alle notwendigen militärischen Maßnahmen zur Zerschlagung der faschistischen Truppen, aber gleichzeitig erließ es den Befehl an alle Einheiten, unnötiges Blutvergießen zu vermeiden. Zu diesem Zweck sollten sowjetische Offiziere als Parlamentäre versuchen, die Deutschen zur Kapitulation zu bewegen.
Zu dritt fuhren wir los und kamen ohne besondere Vorkommnisse an unseren Einsatzort. Indem wir einander ablösten, forderten Koni und ich die Deutschen abwechselnd auf, sich zu ergeben und zu uns zu kommen. Und sie kamen. In wenigen Stunden folgten unserer Aufforderung einige hundert Deutsche. Auf unsere Anweisung hin näherten sie sich im Gänsemarsch und legten auf dem vorgeschriebenen Platz ihre Waffen nieder. Hinter unserem Wagen, auf dessen Dach die weiße Flagge wehte, sammelten sie sich und warteten auf den Abtransport in die Gefangenschaft. Als wir schon Schluß machen wollten, erschienen am Wäldchen plötzlich noch fünfzig Mann. Zunächst ging alles glatt, doch dann geschah etwas Unerwartetes: statt die Hände zu heben und im Gänsemarsch zu uns zu kommen, bildeten sie eine Kampfordnung und schickten sich an, uns in die Zange zu nehmen. Da im Laufe des Tages alles so gut geklappt hatte, waren wir etwas sorglos geworden und hatten das Gefühl für die Gefahr verloren. Es entstand eine sehr bedrohliche Situation.
Die Gefangenen merkten natürlich was los war. Aber anscheinend hatten sie nicht die Absicht, uns in den Rücken zu fallen. Die einen flüsterten aufgeregt miteinander, andere sahen uns neugierig und sogar spöttisch an, wieder andere standen apathisch und gleichgültig da. Inzwischen rückten die Angreifer immer näher. „Wenn die uns angreifen, ist es aus mit uns", sagte ich zu Koni. „Mach also, daß du wegkommst." Er aber erwiderte: „Nein, Wolodja. Ich bleibe bei euch, bis zum Ende." Schulter an Schulter, mit entsicherter Pistole erwarteten wir die Angreifer. Und plötzlich geschah das Unvorhergesehene: Die Soldaten lösten sich auf und kamen im Gänsemarsch auf uns zu. An der Spitze stolzierte ein Marineoffizier, ein Kapitänleutnant. Er blieb einige Schritte vor mir stehen, schnallte seinen Offiziersdolch ab und händigte ihn mir mit einer pathetischen Geste aus. Seine Soldaten warfen schweigend ihre Waffen zu Boden und traten zur Seite zu den anderen Gefangenen. Zur Erinnerung an diesen entscheidenden Augenblick in unserem Leben schenkte ich Koni diesen Dolch, mehr noch, ich schenkte ihm mein Herz.



Nach dem Krieg bewarb sich Koni am Moskauer Filminstitut. Er bestand glänzend die Aufnahmeprüfung, wurde immatrikuliert. Nach dem Studium kehrte er in die DDR zurück.
Nunmehr mit anderen Mitteln, mit den Waffen der Kunst, kämpfte er für Frieden und Sozialismus. Alle seine Filme waren gewonnene Schlachten in diesem Kampf.
Am 20. Oktober 1985 wäre Konrad Wolf 60 Jahre alt geworden. Die Sache, für die er so mutig und leidenschaftlich kämpfte, wird von uns allen fortgesetzt. Und sie wird siegen!

Wladimir Gall

Zeichnung: Hans Betcke
Foto: Repro/JW



DER RAT DES WEISEN NASREDDIN

Märchen von Raim Farchadi

Vor langer Zeit lebte in Samarkand ein weiser Mann. Er hieß Hodscha Nasreddin. Alle schätzten ihn und nannten seinen Namen voller Achtung. In derselben Stadt lebte auch der törichte Badreddin. Eines Tages begegnete dieser Nasreddin und sagte: „Du hast es gut. Alle sind des Lobes voll über dich. Mich dagegen lacht man aus. Vor kurzem hat man mich gefragt: ‚Basreddin, weißt du, warum es Nacht wird?' Ich antwortete: ‚Weil die Menschen schlafen wollen!' Die Leute haben sich vor Lachen über meine Antwort gekrümmt. ‚Und warum wird es dann Tag?' fragten sie weiter. ‚Damit die Menschen wach werden', antwortete ich, verwundert über eine so seltsame Frage. Wieder haben alle gelacht. Sogar die Kinder ... O, weiser Nasreddin, der du die Geheimnisse hunderter von Wissenschaften kennst, sage mir, wie ich klug werden kann?"

„Geh auf den Basar, und kaufe dir Verstand!"

„Das will ich tun. Wieso bin ich nur nicht von selbst darauf gekommen ..."

„Hast du auch Geld?"

„Natürlich! Dreißig Tanga. Mein Vater hat sie mir als Erbe hinterlassen. So ... Also auf den Basar ... Aber es gibt so viele Basare ... Einen, auf dem man Pferde und Esel, einen, auf dem man Truhen, Mützen und Kittel kaufen kann. O, weiser Nasreddin, wohin soll ich gehen?"

„Sei nicht faul, geh über alle Basare. Schau dich um, irgendwo wirst du schon Glück haben. Aber handle gut. Gib nicht alles Geld aus, damit du den Rest mit Verstand ausgeben kannst!"

Badreddin ging auf den Basar. Es lärmt, brodelt und klingt der Basar in Samarkand. Die Händler schreien: „Kauft! Wir nehmen nicht viel Geld!"

Hier gibt es Teppiche – dort Chalwa. Hier Melonen, dort Hufeisen. Auch Pferdegeschirre, Säbel und Schmuck. Man kann sich aussuchen, was das Herz begehrt!

„Und Verstand verkauft ihr nicht?" fragte Badreddin die Melonenhändler.

„Gegrüßt seist du! Du willst dir wohl einen Scherz mit uns machen?" antworteten die Händler und tauschten Blicke miteinander.

„Wieviel Geld willst du dafür geben?"

„Fünf Tanga. Nicht mehr und nicht weniger."

„Das übrige Geld will ich behalten, um es mit ... Verstand auszugeben", dachte Badreddin bei sich. Ein Bauer preßte eine riesige gestreifte Melone fest zusammen.

„Hörst du, wie es knackt? Kaufe sie, und iß sie auf! Du wirst sehen, wie klug du davon wirst ..."

„Ich brauche deine Melone nicht. Ich brauche Verstand und werde ihn schon finden ..."

„Verkauft ihr Verstand?" fragte Badreddin an den Töpferständen. Die Töpfer lachten.

„Und wieviel willst du dafür ausgeben?"

„Zehn Tanga", antwortete Badreddin. „Den Rest behalte ich, um ihn dann ..."

„Nimm diesen Krug für zehn Tanga, und Verstand leih dir bei deinem Esel!"

„Kann man bei euch Verstand kaufen?" fragte Badreddin die Schuhmacher. Die Meister lachten.

„Fünfzehn Tanga für zwei Stiefel! Nimm ein Paar! Bleib doch stehen, lauf nicht davon!"

Von Badreddins Anliegen hörten drei Diebe – Achmet, Mamet und Saljamet. Sie schmiedeten einen Plan, wie sie Badreddin das Geld aus der Tasche ziehen könnten. O, sie würden ihm schon die Ware verkaufen, die er suchte ...

Sie breiteten einen Teppich aus und nahmen darauf Platz. Sie zwirbelten ihre Schnurrbärte in die Höhe. Achmet hielt eine Waage, Mamet die Gewichte und Suljamet lockte lauthals Käufer an:

„He, Gevatter! He, Brautwerber! Wer sucht Dummheit, wer – Verstand?" Saljamet hatte sich, um würdevoller zu wirken, eine Brille aufgesetzt.

„Sagt, Brüder, wieviel kostet der Verstand?" unterbrach Badreddin Saljamets Schreien.

„Fünf Tanga kostet Eselsverstand. Für zehn Tanga bist du morgen ein Mulla! Für fünfzehn wirst du klüger als der Zar!"

„Gut! Wiegt mir für fünfzehn Tanga ab!"

Mamet stellte zwei gleiche Gewichte auf die Waage.

„Mit den größten Gewichten haben wir dir den meisten Verstand abgewogen. Nimm die Mütze ab, ich will ihn hineinschütten. So, siehst du!"

„Setz die Mütze wieder auf, und gib uns das Geld!" sagte Achmet.

„Nehmt es, nehmt es! Den Rest werde ich mit Verstand ausgeben!"

Die drei Diebe nickten.

Badreddin ging nach Hause und sagte zu den Nachbarn:

„Jetzt wird keiner mehr über mich lachen. Ich war auf dem Basar und habe mir eine Mütze voll Verstand gekauft!"

Ein Nachbar fragte schmunzelnd:

„Wieviel ist zweimal zwei?"

„Zweimal zwei ... ich glaube – drei ..."

„Nein, vier", lachten die Nachbarn. „Deine Mütze muß durchlöchert sein, der ganze Verstand ist dir unterwegs herausgefallen!" spotteten sie.

„Man hat dich betrogen, Badreddin!"

Der gekränkte Badreddin ging wieder zu Nasreddin.

„Dein Rat hat mir nichts genützt. Ich habe mein Geld umsonst ausgegeben."

„Nicht umsonst", antwortete Nasreddin. „Jetzt, mein Freund, weißt du, daß Verstand nicht auf dem Basar verkauft wird. Man kann hundert Tanga erben und kein bißchen klüger werden", hob Nasreddin fröhlich zu singen an. Er sagte: „Ich will dir verraten, wie du zu Verstand kommen kannst. Diesmal scherze ich nicht. Nimm den Rest des Geldes und kaufe dir dafür Bücher, Federhalter, Tinte und Hefte. Geh in die Schule und werde klug. Zum Lernen ist es niemals zu spät!"

Aus dem Russischen übersetzt von Thea Woboditsch

Zeichnung: Günter Hain

Für die Sowjetmacht

Der Weg zu Thälmann

5. Folge

Text: Prof. Dr. Jürgen Polzin
Zeichnungen: Günter Hain



1. „Brüder, Genossen! Die Revolution hat gesiegt. Die Sowjets der Arbeiter-Soldaten-und-Bauerndeputierten haben die Macht übernommen! Die Arbeiter-und-Bauernregierung hat auf Vorschlag Lenins ein Dekret über den Frieden erlassen! Es lebe der Frieden!"



2. „Was wird aus den Gefangenen?" „Ihr erhaltet die gleichen Rechte, den gleichen Lohn, die gleiche Verpflegung wie die russischen Grubenarbeiter. Ihr seid freie Proletarier!"



3. „Und wann dürfen wir nach Hause?" „Habt etwas Geduld, Genossen! Die Ausbeuter geben sich noch nicht geschlagen. Weißgardistische Banden wollen die Revolution im Blut ersticken."



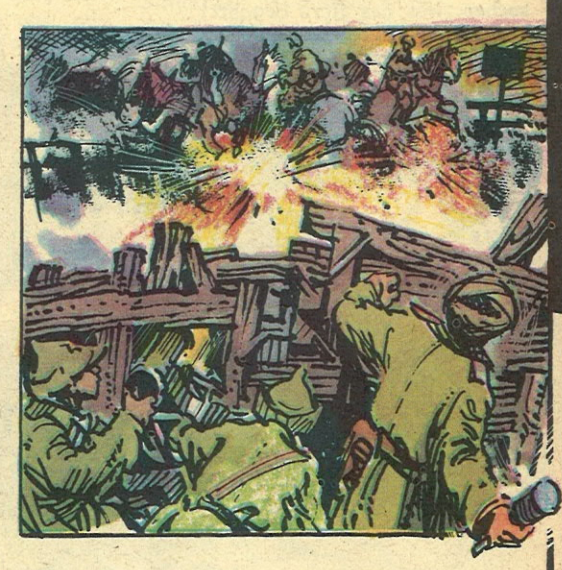
4. „Laßt uns hier für die Revolution arbeiten. Wir haben die gleichen Interessen wie unsere russischen Brüder. Auch wir wollen in Frieden und Freiheit leben."



5. „Freie Arbeit macht Freude, Hannes!" „Weil sich kein Fabrikbesitzer daran bereichern kann, sondern alles dem Proletariat zugute kommt!" „Charascho, richtig! Frau und Kinder hungern nicht mehr!"



6. „Genossen! Die Bande des weißen Atamans Bek ist auf dem Weg hierher. Wir müssen die Grube verteidigen. Helft uns, Barrikaden und Schützengräben zu bauen!"



7. „Ihr werdet das Volk nicht mehr quälen! Feuer!" „Vorwärts, ihr Feiglinge! Vernichtet die Roten endgültig! Halt, halt, nicht zurück!" „Hurra, die Banditen ergreifen die Flucht!"



8. „Was hast du, Iwan?" „Frau und Kinder, alle tot." „Genossen, auf ihrer Flucht haben die Banditen wehrlose Menschen ermordet und die Katen angezündet!" „Sie wollen das Rad der Geschichte mit Mord und Terror zurückdrehen. Das wird ihnen nicht gelingen!"



9. „Gebt mir ein Gewehr! Ich will kämpfen!" „Denke an dein zerschossenes Bein, Iwan. Hier bist du der Sowjetmacht nützlicher!" „Ich muß gegen die Feinde kämpfen, muß sie vernichten." „Wollen wir nicht für Iwan das Gewehr in die Hand nehmen, Hannes?" „Ja, Karl!"



10. „Bleibe tapfer, Iwan. Sorge du hier für die Kohle. Wir gehen die Revolution verteidigen!" „Auf Wiedersehen, Genossen, schlagt die Banditen"! „Komm, Karl, es wird Zeit!"



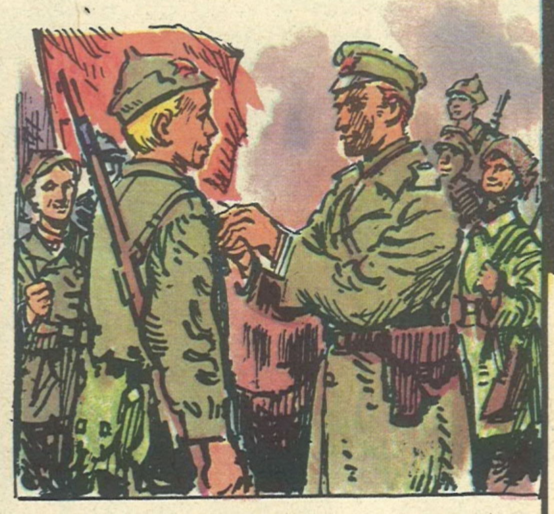
11. „Drei Jahre kämpfen wir schon. Wann endlich werden wir die weißen Banditen vernichtet haben?" „Vielleicht schlagen wir morgen die letzte große Schlacht, Karl!" „Gut wär's, mich zieht es nach Hause. Dort geht es mit der Revolution nicht vorwärts!"



12. „Schneller Pferdchen, schneller!" „Halte dich mehr nach rechts, Karl!" „Vor uns ein feindliches MG. Dauerfeuer, Hannes! Warum schießt du denn nicht?" „Hannes, Freund, öffne doch die Augen."



13. „Hannes, Genosse, hörst du mich? Wir haben die Banditen vernichtend geschlagen!" „Warum gerade jetzt noch? Ich wollte doch ..." „Du wirst wieder gesund." „Nein, Karl. Wenn du nach Deutschland kommst, hilf den Proletariern beim Kampf gegen die Konterrevolution." „Das verspreche ich dir!"



14. „Die Sowjetmacht verleiht Ihnen diesen Orden, Genosse Kleinrab. Kämpfen Sie in Deutschland genau so mutig für die Sache des Proletariats!" „Das schwöre ich!"

Fortsetzung folgt

Patente

KARLEN VESPER

König Ludwig XIV. von Frankreich ließ 1685 alle Protestanten Frankreichs, die Hugenotten, wegen ihres nichtkatholischen Glaubens verfolgen. Mit dem Edikt von Potsdam, am 29. Oktober dieses Jahres, öffnete der brandenburgisch-preußische Kurfürst Friedrich Wilhelm den Gejagten die Grenzen seines Landes und die Tore der Stadt Berlin.

Sie hat sich auf einem Handelsschiff hinter den dicken, prall gefüllten Warenladungen versteckt – die junge Französin Suzanne de Robillard. Man schreibt das Jahr 1685. Angst spiegelt sich auf dem Gesicht der kleinen Pariserin wider. Die Soldaten des Königs Ludwig XIV., der sich prahlerisch der „Sonnenkönig" nennen läßt, dürfen sie auf keinen Fall entdecken. Diese furchterregenden „gestiefelten Missionare" haben den Befehl, alle Andersgläubigen, nicht der katholischen Religion Angehörenden, so auch die protestantischen Hugenotten, einzufangen und brutal zum sogenannten rechten Glauben zu zwingen. Und Suzanne ist Hugenottin.

Was wird sein, wenn sie mich entdecken? Diese peinigende Frage steht in den Augen des Mädchens deutlich geschrieben. Sie duckt sich tiefer hinter die schützende Fracht. Die Zeit scheint stillzustehen. Endlich, endlich werden die Leinen losgemacht, sticht das Schiff in See. Erleichtert atmet Suzanne auf. Doch ihr Herz kann sich noch immer nicht so recht freuen. Eine neue, ernste Frage bewegt sie: Wie wird es sein in dem fremden Land, wo sie und ihre Leute Zuflucht suchen, eine neue Heimat zu finden hoffen? Wird man sie dort freundlich empfangen? Werden sie sich in den deutschen Landen je wie zu Hause fühlen können? Suzanne wird glücklich! Sie wird im Kurfürstentum Brandenburg-Preußen seßhaft, einen ebenfalls aus Frankreich geflohenen Hugenotten namens Charles de la Motte Fouqué heiraten und die Urgroßmutter des berühmten Dichters Friedrich Heinrich Karl de la Motte Fouqué werden. Doch zurück ins Jahr 1685.

Brandenburg-Preußen war noch stark gezeichnet von den Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges von 1618 bis 1648. Es herrschte ein so großes Elend, daß „ein Stein in der Erden zum Mitleid könnte bewogen werden", wie es in einem zeitgenössischen Bericht hieß. Die Felder waren verwüstet, ganze Dörfer abgebrannt, die Städte verarmt. Auch in Berlin, der Residenzstadt des Landesherrn, Hauptstadt des Fürstentums, hatte der Krieg tiefe Spuren hinterlassen. In den Straßen liefen bettelnd die in Lumpen gehüllten, schmächtigen und hungrigen Kinder der armen Leute umher, die stets die Last der Kriege zu tragen hatten, während die Herrschenden ihren Reichtum mehrten.

Feldsteine für Berlin

Suzanne war sicherlich erstaunt, vielleicht sogar entsetzt von dem Anblick, der sich ihr hier bot. Wie anders und um wieviel schöner war doch ihr geliebtes Paris! Berlin trug noch mittelalterliche Züge. Kleine, schmalgieblige Bürgerhäuser und winklige, dunkle Gassen prägten das Bild.

Die meisten Fuß- und Fahrwege befanden sich in einem katastrophalen Zustand. Zwar hatte bereits 1660 eine „Brunnen- und Gassenordnung" angeordnet, daß alle Einwohner wenigstens vor der eigenen Tür zu kehren, zu pflanzen sowie den Müll und die Schweineeimer von allen öffentlichen Straßen zu entfernen hatten. Doch wurde diese Anordnung kaum befolgt. Auch hieß es in dieser Verfügung: „Es soll sich keiner frevelhaft unterfangen, die Bäume oder Weinstöcke, so vor den Türen allbereits gepflanzt oder noch künftig möchten auf den Gassen gesetzt werden, zu beschädigen oder zu bebauen."

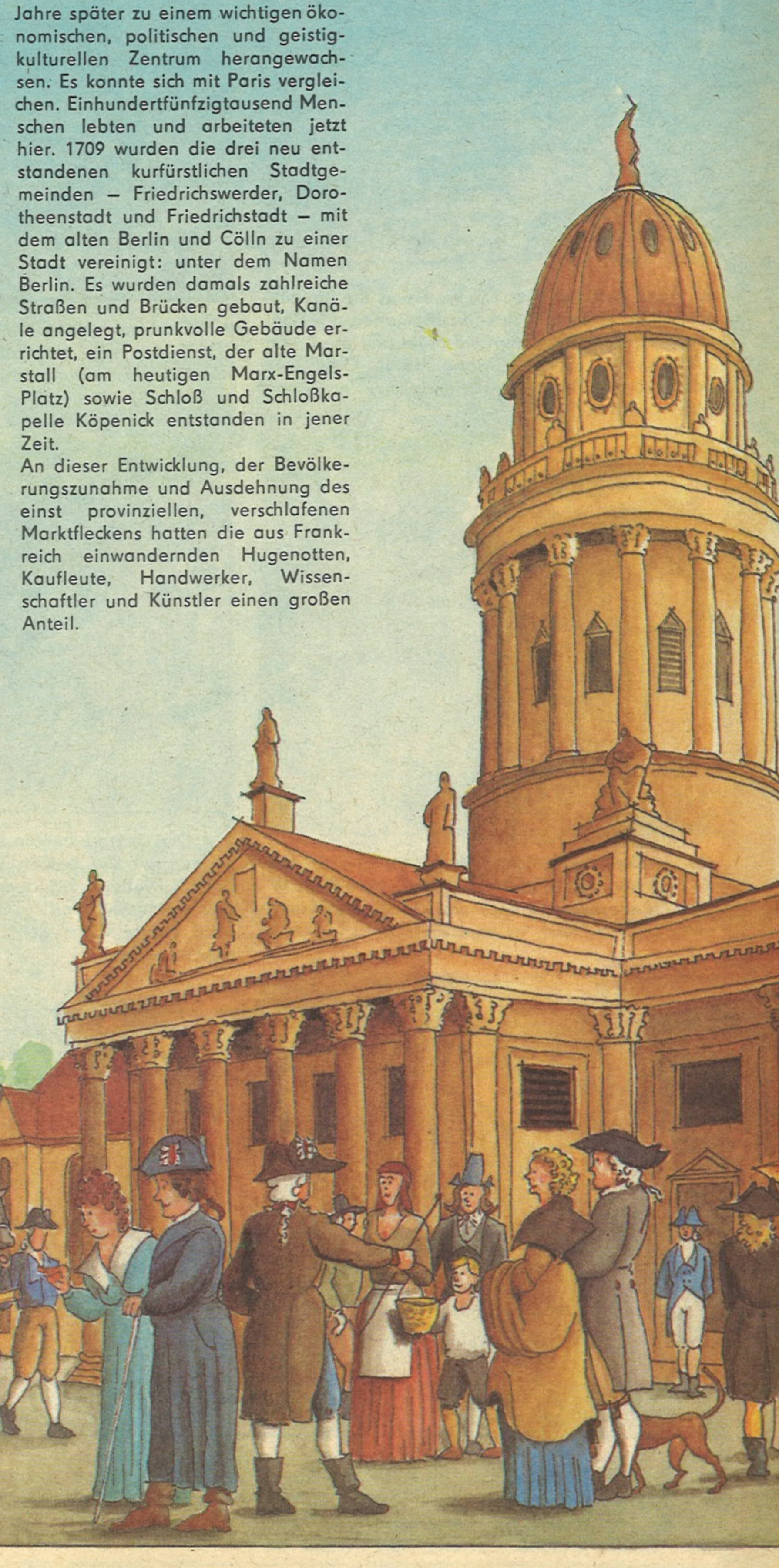
Um die Stadt schöner und lebensfreundlicher zu machen, befahl einige Jahre später ein kurfürstliches Edikt den Pfarrern, daß sie keine Ehe gestatten bzw. segnen sollten, wenn das Brautpaar nicht erst sechs Obstbäume und sechs Eichen gepflanzt hatte.

Die Bauern aus der Umgebung, die zu Markttagen in die Stadt kamen, um ihre Ernte, ihr Obst und Gemüse zu verkaufen, sollten stets eine Fuhre Feldsteine für den Straßenbau mitbringen und auf der Heimfahrt dann eine Wagenladung Mist hinausschaffen.

Ein Marktflecken schläft aus

Suzanne de Robillard kam genau zu einer Zeit, in der sich das Antlitz Berlins grundlegend wandeln sollte. Während im Jahre 1648, dem letzten Kriegsjahr, Berlin nur etwa 6 000 Einwohner zählte, am Rande des finanziellen Ruins balancierte und in Bedeutungslosigkeit zu verschwinden drohte, war es bereits knapp 150 Jahre später zu einem wichtigen ökonomischen, politischen und geistig-kulturellen Zentrum herangewachsen. Es konnte sich mit Paris vergleichen. Einhundertfünfzigtausend Menschen lebten und arbeiteten jetzt hier. 1709 wurden die drei neu entstandenen kurfürstlichen Stadtgemeinden – Friedrichswerder, Dorotheenstadt und Friedrichstadt – mit dem alten Berlin und Cölln zu einer Stadt vereinigt: unter dem Namen Berlin. Es wurden damals zahlreiche Straßen und Brücken gebaut, Kanäle angelegt, prunkvolle Gebäude errichtet, ein Postdienst, der alte Marstall (am heutigen Marx-Engels-Platz) sowie Schloß und Schloßkapelle Köpenick entstanden in jener Zeit.

An dieser Entwicklung, der Bevölkerungszunahme und Ausdehnung des einst provinziellen, verschlafenen Marktfleckens hatten die aus Frankreich einwandernden Hugenotten, Kaufleute, Handwerker, Wissenschaftler und Künstler einen großen Anteil.



Hugenotten-Talente

Berlin öffnet seine Tore

Schon 1672 waren die ersten wegen ihres protestantischen Glaubens aus der Heimat vertriebenen Franzosen nach Berlin gekommen. Den Höhepunkt erlebte die Zuwanderung aber 1685, in dem Jahr, in dem sich auch Suzanne de Robillard auf der Flucht befand. König Ludwig XIV. von Frankreich hatte das Edikt von Nantes aufgehoben, das den Protestanten freie Religionsfreiheit gewährte, und ließ alle Hugenotten verfolgen. Daraufhin erließ am 29. Oktober dieses Jahres der brandenburgisch-preußische Kurfürst Friedrich Wilhelm das Edikt von Potsdam, mit dem er den Gejagten die Grenzen seines Landes und die Tore der Stadt Berlin öffnete. Bald waren sogar ein Viertel der damaligen Berliner Bürgerschaft Hugenotten. Sie bekamen das Recht auf Selbstverwaltung, eigene Justiz, Kirchen, Hospitäler und Schulen zugesprochen.

Für die Kinder der Einwanderer wurde eine „Französische Akademie" eingerichtet, die im Gegensatz zu den auf Sparflamme gehaltenen und schlecht ausgerüsteten deutschen Schulen eine sehr vielseitige Ausbildung bot: französische, deutsche und italienische Sprache, Geographie, Baukunst, Perspektive, Malerei und Zeichenkunst, Vokal- und Instrumentalmusik, Tanzen, Fechten, Exerzieren mit der Muskete ... und Höflichkeit. Da die Kenntnis der französischen Sprache damals Vorbedingung für den Eintritt in höhere Lehranstalten und höhere Berufe war, wurden die Schulen der Hugenotten auch von Kindern deutscher Eltern besucht. Es kam auch dann zu Hochzeiten zwischen jungen Franzosen und Deutschen.

Talente für die Stadt

Die Einwanderung der Hugenotten entsprach den Interessen des brandenburgisch-preußischen Herrscherhauses. Das kurfürstliche Geldsäckel war stets leer, denn die großen Prunkbauten um und in Berlin, die Verschwendungssucht des Hofes sowie der Aufbau eines starken Heeres und die Befestigungsarbeiten an der Stadt verschlangen Millionensummen. Da waren dem Landesherrn und seiner Familie natürlich die französischen Emigranten, die viel Geld und Talent, das sich gut ausbeuten ließ, besaßen, sehr willkommen.

Die Hugenotten verstanden es, die jahrzehntelang lahmliegende Wirtschaft, insbesondere die gewerbliche Produktion, wieder anzukurbeln. Sie gründeten neue Manufakturen, entwickelten neue Produktionsmaschinen und -verfahren. In allen Berufszweigen waren sie vertreten. Sie waren Händler, Schuh- und Perückenmacher, Bäcker, Tischler, Maler, Uhrenmacher, Ärzte und anderes mehr.

Vor allem in der Textilbranche, bei der Herstellung feiner Tuche, modischer Mützen, schicker Biber- und Kaninchenhüte, eleganter Handschuhe, aber auch in der Fabrikation kostbaren Schmucks, begehrter Lederwaren sowie kunstvoller Möbel und Teppiche, in der Stickerei und Strumpfweberei waren sie führend. Sie wurden als fleißige, ideenreiche, gewissenhafte Arbeiter geachtet und anerkannt. Es gab aber auch einige, die in den französischen Kaufleuten und Gewerbetreibenden nur lästige Konkurrenten sahen. Diese Neider erblickten in den oft gebildeteren, in Kleidung und Umgangsformen feineren Hugenotten störende Fremde. So fürchteten die alteingesessenen Händler die Franzosen wegen ihrer weitreichenden Geschäftsverbindungen, und die einheimischen Handwerker fühlten sich ihren geschickteren, nie betrunkenen Berufskollegen unterlegen.

Auch im geistig-kulturellen und wissenschaftlichen Leben spielten die französischen Flüchtlinge eine große Rolle. Ein Drittel der Akademiemitglieder waren Einwanderer. Zu ihnen gehörten u. a. Leonhard Euler, der „Fürst der Mathematiker", Francois Charles Achard, Begründer der ersten Zuckerrübenfabrik und Samuel Formey, einer der vielseitigsten Gelehrten seiner Zeit, der 600 Bücher geschrieben hatte. Auch der berühmte Schriftsteller Theodor Fontane stammt aus einer hugenottischen Familie. Noch heute fallen bei uns Familiennamen französischer Herkunft auf.

Französischer Modegeist

Die Hugenotten prägten auch die Entwicklung des Geschmacks. Die Berliner Küche wurde durch sie reicher. Es wurden Salat, Spargel, Blumenkohl und Artischocken hierzulande bekannt. Das beliebte Bier, die „Berliner Weiße", wurde damals erstmalig gebraut. Im Straßenbild erschien eine neue Mode. Kleider mit tiefen Ausschnitten sowie hohen Kopfhauben waren bei Hofdamen wie einfachen Bürgersfrauen beliebt. Als „letzter Schrei" in der Männermode galten gewaltige Allongeperücken.

Am Hofe fand die französische Sprache weite Verbreitung. „Wer nicht französisch kann, der kömmt bei Hof nicht an" wurde damals gewitzelt. Viele Wörter aus dem Französischen, wie Frisör, fanden Eingang in die deutsche Umgangssprache.

Darauf ironisch anspielend, erklärte der Verfasser einer 1689 veröffentlichten Schrift gegen den „Teutsch-Französischen Modegeist": „Die teutsche Sprache kömt ab, eine andere schleicht sich ein. Wer nicht Französisch redt, der muß ein Simpel sein." Dieser Chronist, der den positiven Einfluß der Hugenotten auf Wirtschaft und Kultur nicht zu schätzen wußte und deshalb über sie spottete, klagte auch an anderer Stelle in seinem Buch „... heutzutage ... muß alles französisch sein. Wenn die Kinder gerade erst vier oder fünf Jahre alt sind", so berichtet er weiter, „bestellen die Eltern schon einen Tanzmeister für sie."

Die Art und Weise, einer Frau den Hof zu machen, war damals sehr umständlich, kraft- und zeitaufwendig. Man mußte zarte Nachtmusik vor dem Fenster der Angebeteten ertönen lassen, viele verliebte Briefchen schreiben, sich in teure Pelze kleiden, Ringe anstecken und sich galant französisch geben.

Einsicht des Oberzeremonienmeisters

Unsere Suzanne hat sich aber sicherlich nicht so albern umwerben lassen. Und sicherlich auch nicht die vielen anderen fleißigen, einfachen, hart arbeitenden Hugenotten, von denen später der Oberzeremonienmeister am nunmehr königlichen Hof, Karl Ludwig Freiherr von Pöllnitz, sagte: „Wir haben ihnen unsere Manufakturen zu danken ... Berlin verdankt ihnen seine Polizei, einen Teil seiner gepflasterten Straßen und seine Wochenmärkte. Sie haben Überfluß und Wohlstand eingeführt und diese Stadt zu einer der schönsten Europas gemacht. Durch sie kam der Geschmack an Künsten und Wissenschaften zu uns. Sie milderten unsere rauhen Sitten, sie setzten uns in den Stand, uns mit den aufgeklärtesten Nationen zu vergleichen!"

Und vor mehr als 80 Jahren schrieb sogar jemand, der sich mit der Geschichte der Hugenotten in Brandenburg-Preußen beschäftigte: „Es ist kein Zweifel, daß die Geistesgegenwart, der schlagfertige Witz, die Unternehmungslust, die Genügsamkeit, das praktische Wesen, die den Berliner charakterisieren, ebenso wie seine Neuerungsliebe, Leichtfertigkeit und Spottsucht zum großen Teil auf die Rechnung des eigentümlich neuen Elements der Bevölkerung zu setzen sind."



Zeichnung: Heinz-Günter Altmann

Biete Napoleon – suche Marktfrau

Von Tom, einem 12jährigen Jungen aus unserem Freundeskreis, erhielt ich kürzlich einen Brief. Das war eine Überraschung, denn er hält nicht viel vom Briefeschreiben, lieber kommt er selbst einmal vorbei. Er mußte also etwas Besonderes erlebt haben. Deshalb war ich sehr neugierig und las seinen Brief noch im Treppenhaus: „Habe am Sonntag absichtlich meinen Zug verpaßt. Auf einem Plakat las ich von einer Zinnfigurenausstellung am Rande Eurer Stadt im Torhaus Dölitz. Dort stecken ja sogar noch Kanonenkugeln aus der Völkerschlacht bei Leipzig von 1813 im Mauerwerk. Am liebsten wäre ich tagelang im Torhaus geblieben. Mit winzigen Zinnfiguren sind in großen Dioramen (so heißen die Glasschaukästen) Szenen dieser Völkerschlacht und anderer historischer Ereignisse aufgebaut. Am Eingang saßen ein paar Jungen, die viel von Zinnfiguren und Geschichte verstanden und sich gegenseitig ihre kleinen Sammlungen zeigten. Einer wollte seinen Napoleon gegen eine dicke Marktfrau eintauschen. Schade, daß es so etwas nur in Leipzig gibt. Warum hast Du mir niemals davon erzählt? Gruß Tom."

Er hatte tatsächlich etwas entdeckt, was ich selbst noch nicht kannte. Das sollte sich ändern!

An einem Sonntagvormittag lief ich nun den vielen Besuchern bis zum alten Torhaus mit der niedrigen Eingangstür hinterher. Dort waren auch die Jungen wieder da und stöberten in alten Geschichtsbüchern. Zu kaufen gab es winzige Figürchen, flach und silbrig glänzend. Ich sah mich um, und da befand ich mich schon mitten in einem bunten, farbenreichen Völkchen von Bauern, Reitern, Feldherren, Rittersleuten und Musikanten. Sollten das etwa die gleichen Figuren sein, die es am Eingang zu kaufen gab? Die Jungen bemerkten mein Rätselraten. „Im Bemalen liegt die Kunst. Man muß einen guten Blick für Farben, Details und plastisches Aussehen haben, um den Zinnfiguren Leben zu geben", erklärten sie mir und erzählten von ihrer Arbeitsgemeinschaft, in der sie alle Kniffe erlernen. Schließlich luden sie mich zu ihrem nächsten AG-Nachmittag ein.

Thomas Reinhardt ist ein junger Lehrer, sammelt seit seinem 10. Lebensjahr Zinnfiguren und leitet die Arbeitsgemeinschaft in seiner Freizeit. Als ich kam, war er beim Farbenmischen und erzählte nebenbei vom Rückzug Napoleons und der Flucht über den Leipziger Thomaskirchhof. Dann blätterten alle miteinander in Büchern und Fotomaterialien und diskutierten über eine originalgetreue Bemalung. Ich hatte inzwischen mitbekommen, daß die Jungen ihre kleinen Figuren nicht einfach schön bunt bemalen, sondern daß jeder Kragen, jeder Mützenrand und auch der kleinste Knopf „echt" aussehen müssen. Kurzum – vom Hut bis zu den Schuhspitzen muß alles mit der einstigen Originalkleidung übereinstimmen. Als dann die Wunderkiste mit noch unbemalten Rohfiguren auf den Tisch kam, war mit keinem mehr zu reden. Jeder suchte etwas für seine Sammlung. Doch halt – da waren ja Pferde mit acht Beinen und Menschen mit vier Armen und vier Beinen dabei?! Sollte das ein Witz sein? „Wenn wir ein Diorama aufbauen, müssen die Figuren in unterschiedlichen Bewegungshaltungen zu sehen sein, damit Abwechslung ins Bild kommt. Was wir nicht brauchen, wird abgeschnitten und vielleicht an eine andere Figur angelötet. So kann jeder nach seinen Vorstellungen seine Figur gestalten", erklärte mir Herr Reinhardt. Nun wurden die Rohfiguren mit einer Nagelfeile entgratet und anschließend mit Farbe grundiert. Henning zeigte mir eine so vorbereitete Bauerngruppe auf einem Weinfaß beim fröhlichen Gelage. Auf Mikes Arbeitsplatz standen zwei Krieger – einer aus der napoleonischen und einer aus der preußischen Armee friedlich nebeneinander.

Nach zwei Stunden ist Hennings Bauerngruppe auf dem Weinfaß vollständig bemalt. Tino gab Napoleon noch den letzten Schliff, das heißt, daß über die Farbe noch mattglänzender Schlußlack gestrichen wurde. Ich wollte wissen, wohin er den „berühmten Feldherrn" stellen will. „Der muß noch warten, bis er seinen Standort in der Schlacht bei Waterloo bekommt. In vier Wochen ist die Oberfläche trocken, und ein Jahr dauert es, bis die Farbe völlig durchgetrocknet ist. Bis dahin kann ich an den Kulissen arbeiten", antwortet Tino. Auf meine neugierigen Fragen, woraus die kleinen Gebäude, die Bäume und gar der Pulverdampf entstehen, lüfteten die Jungen einige Geheimnisse. „Die Gebäude haben wir aus Schaumpolystyrol gebaut, und die kleinen Dachrinnen sind halbierte Trinkröhrchen. Die Felsen entstehen aus getrockneten Rindenstücken und eine Bürste wird bei uns zu einem Kornfeld, ohne daß der Betrachter davon etwas merkt", erläutert mir Mike, und Frank setzt hinzu: „Ebensowenig sehen die Besucher, daß Büsche und Hecken getrocknete Moose und Flechten sind. Pulverdampf ist für Schlachtszenen besonders wichtig. Dafür nehmen wir Schafwolle oder Watte. Und unsere Herbstbäume entstehen aus Heidekraut."

Nachdem, was ich da an diesem AG-Nachmittag alles in Erfahrung gebracht hatte, schrieb ich nun an Tom einen Antwortbrief.

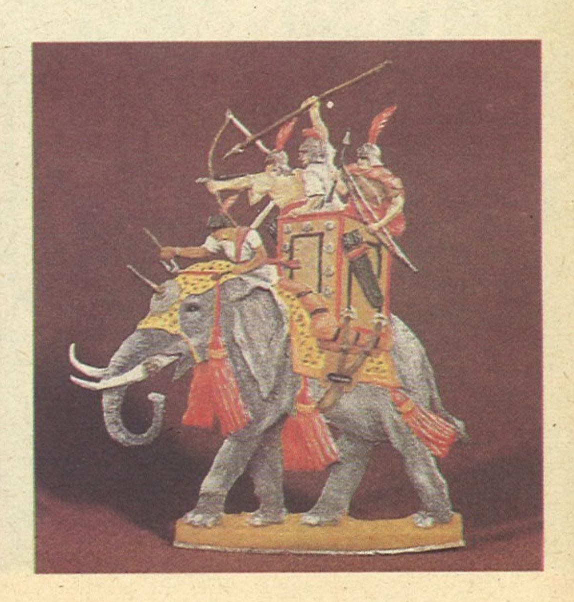
„Lieber Tom! Ich habe die Jungen im Torhaus kennengelernt und sie in ihrer Arbeitsgemeinschaft besucht. Nun habe ich eine Neuigkeit für Dich: Zinnfigurensammler gibt es nicht nur in Leipzig, sondern in jedem Bezirk. Du müßtest Dich nur einmal bei Deiner nächstgelegenen Kreisleitung des Kulturbundes danach erkundigen, wie und wo Du Zinnfigurensammler werden kannst. Übrigens beschäftigen sich in unserer Republik über 1 400 Sammler mit dieser schönen Freizeitbeschäftigung. Es soll über 500 000 verschiedene Zinnfiguren geben! Nun lade ich Dich zu einem wiederholten Torhausbesuch ein. Wir könnten dort gemeinsam an einem Sonntagvormittag diese Arbeitsgemeinschaft beobachten."

Steffi Findeisen

Fotos: Viola Boden

























FRÖSI-SPASS



Ehrlich oder nicht – das ist hier die Frage! Aber wie wir Alwin kennen, wird er sich eine Ausrede einfallen lassen. Welche Antwort gibt er Lehrer Otto? Laßt euch etwas Lustiges und Originelles einfallen. Schreibt die „Alwin-Ausrede" auf eine Postkarte und schickt sie bis 31. Dezember 1985 an Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, PSF 43, Kennwort: Frösi-Spaß. Die ulkigsten Antworten werden veröffentlicht und mit Preisen belohnt.

MEIN WUNSCHZETTEL

**Zu Weihnachten, da wünsch' ich mir
den großen Sack voll Altpapier
und jede Menge alter Taschen
gefüllt mit Gläsern und mit Flaschen,
auch Schrott, der wäre was für mich
auf meinen großen Gabentisch!**

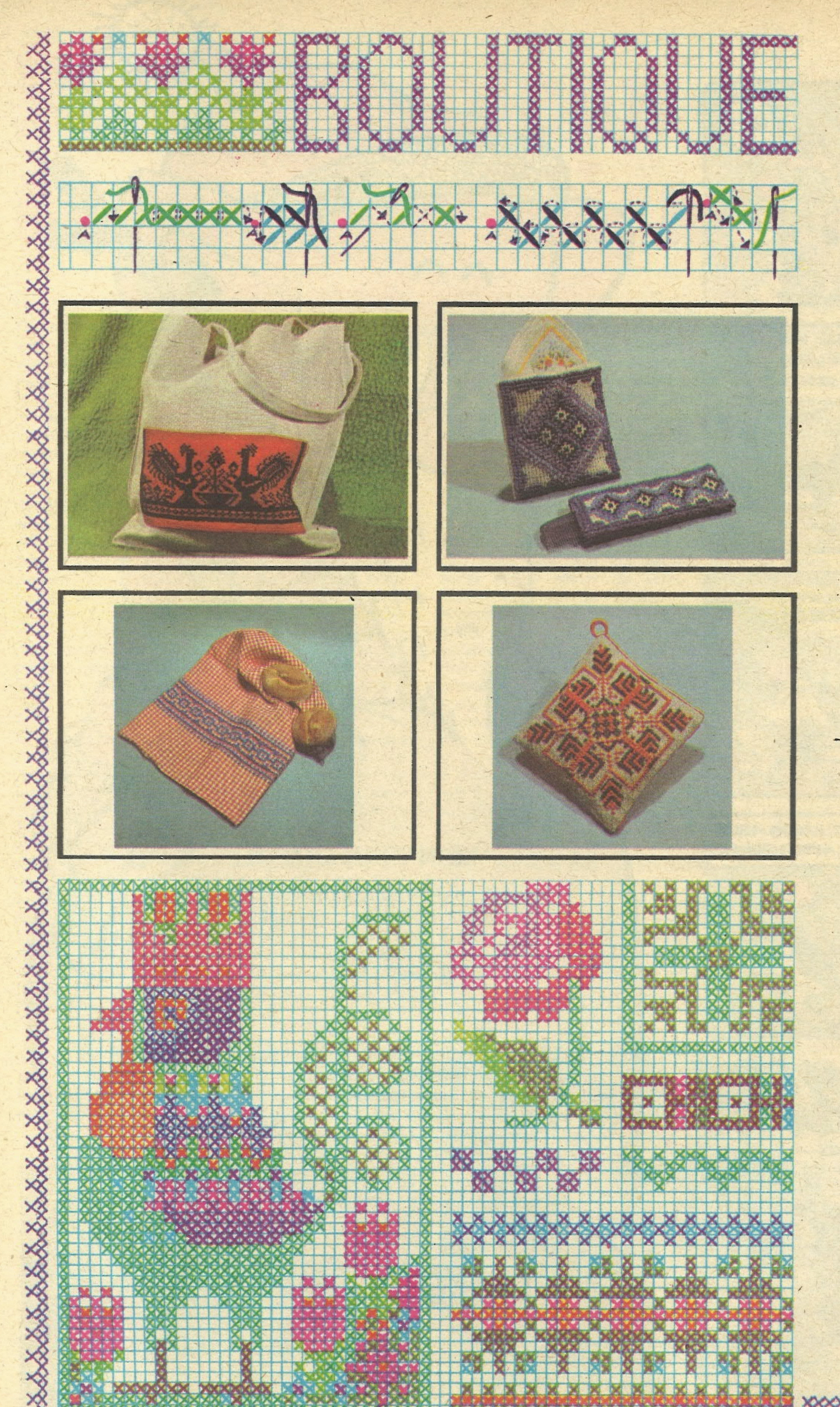
Emmy hat für euch viele, viele Neujahrspakete gepackt, die im Januar verschickt werden. Also: Schärft die Sammelsocken und macht mit bei der „Großfahndung – Millionen für die Republik". Euren ausgefüllten Sammelabschnitt schickt wie immer an „Frösi", 1056 Berlin, PSF 37, Kennwort: Emmy.

GROSSFAHNDUNG

Zeichnung: Horst Alisch

Mein/Unser Sammelergebnis: **Bestätigung:**

...... **Stück Flaschen und Gläser**
...... **kg Altpapier**
...... **kg Schrott**
...... **kg Alttextilien**



Stich für Stich

Mit einer alten Handarbeitstechnik, dem Kreuzstich, könnt ihr viele schöne und praktische Geschenke schmücken. Vielleicht gefallen euch unsere Vorschläge und sind dem einen oder anderen Anregung für originelle Weihnachtsüberraschungen.
Ihr könnt damit einem einfachen Kleid, einer Bluse oder einem Beutel ein wenig Schwung verleihen und nach Wunsch verändern.
Also: Greift zu Nadel und Faden und versucht euch Stich für Stich an selbstentworfenen Kreuzstichmotiven!

SO WIRD BEGONNEN:
Entwerft euch ein Muster auf kleinkariertem Papier. Malt die Karos am besten mit Farbstiften aus, so könnt ihr euch die Stickerei besser vorstellen.

MATERIAL:
Handarbeitsleinen, Panama- und Aidastoff, kleinkarierter Stoff, Sticktwist, Perlgarn, Baumwoll- und Wollgarn, Stecknadel mit stumpfer Spitze (da sie Gewebefäden nicht teilt).

BITTE BEACHTET:
Die Größe der Kreuzstiche und die Stärke des Stickgarns wählt man nach der Art des Gewebes. Eine Kreuzstickerei ist nur dann schön anzusehen, wenn sie regelmäßig gestickt ist und alle obenaufliegenden Stiche in einer Richtung liegen (von rechts unten nach links oben).
Versucht euch zuerst an einfachen Kanten und kleinen Ornamenten, bevor ihr große Arbeiten beginnt.

TIP:
Wenn ihr die Ränder kleiner Deckchen oder Kopftücher ausfransen wollt, könnt ihr Kreuzstichreihen sticken. Vorher müßtet ihr einige Gewebefäden am äußeren Rand ausziehen.

KLEINE BEHÄLTNISSE
Zuerst wird hierbei die gewünschte Fläche bestickt, dann mit Watte gefüllt, evtl. gefüttert und zusammengenäht.

BEUTEL
Auf einem gekauften Leinenbeutel wurde hier gesticktes Motiv genäht, das als zusätzliches Fach genutzt werden kann.

BÄCKER-BEUTEL
Sehr praktisch zum Einkauf von Brot und Brötchen ist ein selbstangefertigter Beutel. Mit einer hübschen Stickerei wird er ein anspruchsvolles Geschenk.

Text: Rosemarie Mäske
Zeichnungen: Heide Hoeth
Fotos: Werner Popp

Pioniermagazin „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold, der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und der Medaille der Pionierorganisation des SSM in Gold. – Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr, Gestalter: Vera Kruse, Chefreporter: Ralf Kegel, Redakteure: Ulla Brocke, Renate Bredereck, Frank Frenzel, Manfred Heilmann, Marita Kloss, Annegret Kobow, Lotti Simon, Annette Schlegel. – Redaktionskollegium: Ingrid Ring, Hans-Joachim Graf, Dr. Klaus Herde, Prof. Dr. Jürgen Polzin, Dr. Christine Lost, Dipl.-Päd. Dieter Wilkendorf, Friedrich Kühne, Fred Petzold, Richard Hambach, Günter Dorst, Prof. Dr. Gerhard Misgeld, Dipl.-Gewi. Elisabeth Richter, Dr. Margit Thom, Doris Weißflog, Prof. Dr. Reinhard Mocek, Dipl.-Päd. Reinhold Skottky, Klaus Rebelsky, Günther Feustel, Hans-Joachim Riegenring, Hansgeorg Meyer, Dr. Gisela Wessely, Ehm Kurzweg, Dipl.-Päd. Gerhard Kirner, Dr. Käthe Sima-Niederkirchner, Dieter Merzdorf, Dieter Schönherr. – Wissenschaftlich-technischer Beirat: Horst Alisch, Ing. Karl Bartusch, Dipl.-Ök. Harald Drasdo, Ing.-Ök. Heinz Görner, Ing. Gunter Giersch, Ing. Jochen Dietzmann, Ing.-Ök. Manfred Kutschick, Dipl.-Ing. Erich Schulz, Dr. Peter Lobitz, Dipl.-Ing. Hans Mauersberger, Dipl.-Ök. Gerhard Meinke, Albrecht Camphausen, Ing.-Ök. Werner Ondracek, Gerhard Tscharnke, Ing. Klaus Barthel, Dr.-Ing. Harry Förster, Rolf Philipp, Ing. Brigitte Barth, Regina Brauns, Otto Weber. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag Junge Welt 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi" 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag Junge Welt. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementpreis: 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 8010 Dresden, Julian-Grimau-Allee. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und Zustimmung der Redaktion.
Redaktionsschluß: Juli 1985



Diego Velázquez (1599–1660)
„Infant Don Baltasar Carlos zu Pferde“, um 1635/36, Öl auf Leinwand

Farbrepro: Werner Popp



Weihnachtskalender mit geöffneten Fensterchen